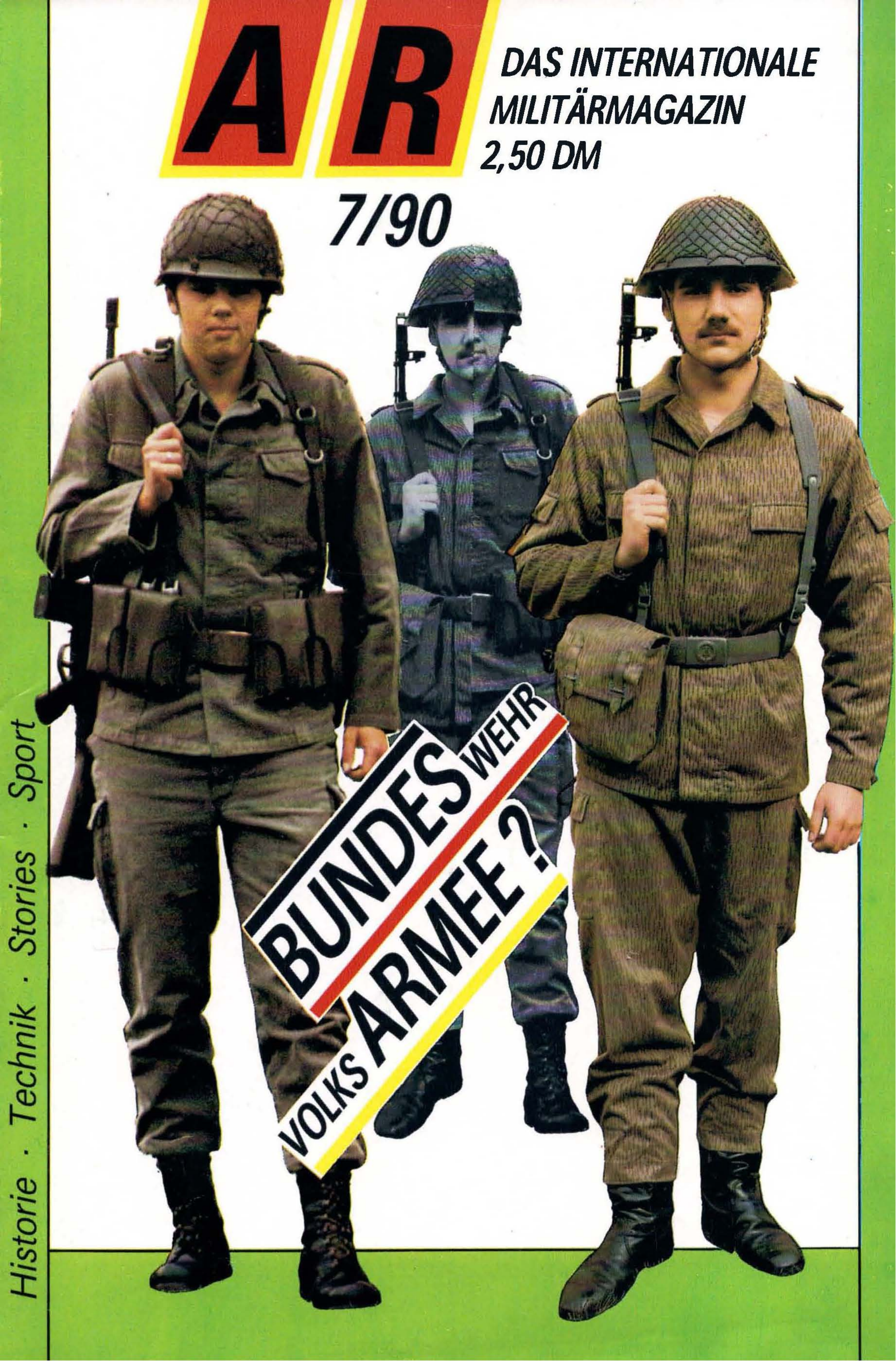

AR
DAS INTERNATIONALE
MILITÄRMAGAZIN
2,50 DM
7/90
BUNDESWEHR
VOLKSARMEE?
Historie · Technik · Stories · Sport



Bild: Wolfgang Fröbus

INHALT

Zur Sache 4

Ich war ein Stasi-Mann 6



Postsack 12

AR exklusiv: Dr. Ullmann 16

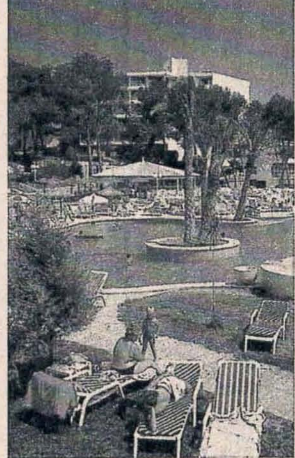
Das Vaterunser 20



Bildkunst 26

Scham 28

Reiseträume-Traumreisen 30



Mini-Magazin 36

Militaria 38

Jene nahen fernen Tage 44

Wiener Wende 46

AR International 52

Richt Euch! Aber wonach? 54



Kriegsgefangene 60

Soldaten im Haus Europa 64

Dienstgradabzeichen der DVP 68

Karlsbader Bitter 70



Typenblätter 76

Madonnen vom Schwarzen Meer 78

Ungeliebter Weltrekord 84

Bundeswehr oder Volksarmee 88

Rätsel 96

ZUR SACHE

Wer kennt es nicht, das Märchen vom Feuerzeug? In dem der Soldat, wie wir sagen würden, in Unehren entlassen wurde, dem der glückliche Zufall aber das Feuerzeug in die Hände spielte, mit dessen Hilfe er die drei großen Hunde herbeizaubern konnte, die ihm einerseits Vergeltung für Ungemach verschafften, anderseits zu einem einigermaßen respektablen Lebensabend verhalfen. Sie werden sich erinnern, liebe Leser.

So manches Mal kommt mir dieses Märchen in den Sinn, wenn ich die tägliche Post sichte. Wie viele suchen da ihr ganz privates Feuerzeug, weniger vielleicht, um Vergeltung zu finden, gewiß aber, um eine gesicherte Lebensperspektive aufzutun.

Und da macht es auch keinen Unterschied, ob der Absender Raucher oder Nichtraucher, ob er jung oder alt, ob Frau oder Mann ist, Zukunftssorgen kennen keine Grenzen.

So schrieb uns Herr Kurt Loerch aus Potsdam, offensichtlich Stammleser der ARMEERUNDSCHAU, Oberleutnant der Reserve, heute 69 Jahre alt. Wie wird es mit unseren Renten werden? fragt Herr Loerch und verweist auf 51 Arbeitsjahre für sich selbst sowie 48 Arbeitsjahre, die seiner Frau angerechnet wurden. Das Ehepaar Loerch ist auf das Schlimmste gefaßt und vermutet, daß Beiträge aus der Freiwilligen Zusatzrentenversicherung und der Staatsrente nicht mehr angerechnet würden. Fast verzweifelt dann der Satz: „Man weiß nicht, wohin man sich wenden soll, um darüber eine klare Auskunft zu erhalten."

Nun sind auch meine Quellen für eine klare Antwort in dieser Sache nicht gerade üppig. Lassen Sie mich deshalb eine politische und eine praktische Antwort geben, die meinem gegenwärtigen Erkenntnisstand entsprechen. Der politische Ansatz liegt bei Ministerpräsident de Maizière, der sinngemäß formulierte, daß es nach der Währungsunion niemandem schlechter gehen wird als zuvor. Wenn Sie diese Zeilen lesen, wird der Tag X bereits hinter uns liegen und wir werden Gelegenheit haben, diesen Satz aktiv auf seinen Wahrheitsgehalt hin zu überprüfen. Natürlich: Viel zu ändern wird dann nicht mehr sein, aber mit Verlaub: Dieser Zug (um mal mit der Metapher des Herrn Bundeskanzlers zu agieren) ist ja wohl auch jetzt, wo ich diese Zeilen zu Papier bringe, schon abgefahren.

Zur praktischen Antwort: Im Staatsvertrag heißt es: „Basis für die Berechnung des Anhebungssatzes der individuell bezogenen Renten ist die nach Zugangsjahren gestaffelte Rente eines Durchschnittsverdieners in der Deutschen Demokratischen Republik, der von seinem Einkommen neben den Pflichtbeiträgen zur Sozialversicherung volle Beiträge zur freiwilligen Zusatzversicherung der Deutschen Demokratischen Republik gezahlt hat."

Wenn ich diesen Satz richtig verstehe, sind also die Beiträge zur sogenannten FZR nicht völlig sinnlos gewesen, werden also berechnet. Was die Staatsrente anbelangt, vermag ich mich nur auf den schon oben zitierten Artikel 20 des Staatsvertrages zu stützen, in dem es u.a. heißt: „Bisher erworbene Ansprüche und Anwartschaften werden in die Rentenversicherung überführt, wobei Leistungen auf Grund von Sonderregelungen mit dem Ziel überprüft werden, ungerechtfertigte Leistungen abzuschaffen und überhöhte Leistungen abzubauen." Was immer sich dahinter verbirgt – so manche Befürchtung könnte hinter dieser Formulierung Gestalt annehmen.

Herr Loerch, ich kann Ihnen also nicht so ganz die erhoffte optimistische Antwort auf Ihre Frage geben, obwohl ich es gern täte und obwohl ich mir auch durchaus der Unzulänglichkeit meiner Erklärung bewußt bin. Eines aber sollten Sie wissen: Wenn es gilt, Ihnen zu Recht und Gesetz zu verhelfen, wenn denn wieder beides vorhanden ist, dann können Sie auch in Zukunft auf uns bauen!

Fragen ganz anderer Na-

tur richtete Frank Hahnel, Unteroffizier d. R., an uns. „Was wird nach der Vereinigung bzw. Vereinnahmung der DDR durch die BRD? Müssen NVA-Reservisten damit rechnen, zur Reserve der Bundeswehr eingezogen zu werden, um auf ihre Technik und Militärdoktrin umgeschult zu werden? Müssen Soldaten, die jetzt noch 12 Monate zur NVA gehen, damit rechnen, unter bundesdeutschen Verhältnissen noch einmal gezogen zu werden? Was wird aus dem Zivildienst der DDR unter BRD-Verhältnissen?"

Eine ganze Kanonade von Fragen! Ich halte mich einfach mal an unseren Minister für Abrüstung und Verteidigung, Rainer Eppelmann, dessen grundsätzliche Position davon ausgeht, daß die NVA weiter bestehenbleibt, wenn auch auf bedeutend niedrigerem Personalniveau. Weiter sagt mir der gesunde Menschenverstand, daß so etwas sensibles wie die Militärpolitik nicht immer wieder neu, gar anders bestimmt werden kann. Das heißt, dieser Grundsatz dürfte auch noch in ein paar Monaten, ja vielleicht sogar Jahren Bestand haben. Und das umso mehr, als auch Bundeswehr-Insider diese Position zu tragen bereit sind. Nun mag man über solche Stabilisierungskonzepte denken, wie man will (zeitgemäß sind große staatlich geführte Streitkräfte meiner Meinung nach nicht mehr) – zu Ihrer Frage, Herr Hahnel, erlauben Sie eine ziemlich sichere Aussage. Nämlich, daß mit der Existenz einer eigenständigen DDR-Armee, unter Umständen auch auf dem ehemaligen Territorium der DDR, zugleich auch das Militärrecht und die Militärgesetzgebung der DDR noch eine gewisse Weile aufrechterhalten werden wird. Das hätte zur Folge, daß kein Reservistendienst in der Bundeswehr zur Debatte stünde, daß kein dreimonatiges Nachdienen gefordert würde und daß die hiesigen Zivildienstregelungen ebenfalls bestehen blieben (wobei nichts dagegen stünde, sie auch in die Gesetzgebung der Bundesrepublik oder des künftigen Gesamtdeutschlands aufzunehmen, meine ich).

Dennoch, lieber Herr Hahnel, werden wir die Gelegenheit wahrnehmen, Ihre Fragen dem Minister Eppelmann zu stellen, bereiten wir doch für das August-Heft einen Beitrag mit ihm vor. Und wir haben auch, das sei an dieser Stelle gleich mitgeteilt, den Bundesminister für Verteidigung, Herrn Stoltenberg, um ein Gespräch gebeten, wo Fragen wie die Ihren natürlich an den kompetenten Mann gebracht werden sollen.

Abschließend erlauben Sie mir bitte noch ein Wort in eigener Sache. Ich danke allen recht herzlich, die uns nun wieder schreiben (eine kleine Weile hatte es tatsächlich so ausgesehen, als wären unsere Leser stumm geworden). Der Dank gilt denen, die uns kritisieren, genauso wie denen, die uns Mut machen. Und ein bißchen Mut braucht auch die AR-Mannschaft in Zeiten, wo bunt, bunter, am buntesten das scheinbar einzige Auswahlprinzip am Kiosk darstellt. Weil wir künftig noch genauer auf Ihre Bedürfnisse eingehen wollen, veröffentlichen wir im nächsten Heft eine Leserumfrage, wo wir's genau wissen wollen. Natürlich nur, was unsere Arbeit angeht. Ihre Daten sind selbstverständlich anonym. Jedenfalls würden wir uns sehr freuen, wenn Sie sich recht zahlreich an der Umfrage beteiligten. Vielleicht wird sie unser „Feuerzeug", das uns allerdings keinen geruhsamen Lebensabend verschaffen soll, sondern vielmehr die Gewißheit, von Ihnen nicht in Unehren entlassen zu werden. In diesem Sinne wünscht Ihnen einen guten Urlaubsmonat mit AR

ihr



Harald Mühle



ICH WAR EIN STASI-MANN

Er kam von selbst. Weil er Arbeit suchte, als irgendetwas, so wie Tausende aus der „Firma“. Arbeit hatten wir für ihn nicht. Aber wir hatten Zeit, ihm zuzuhören. Michael P. war einverstanden, daß wir veröffentlichen, was er uns anvertraute. Dazu gehören auch seine Erfahrungen am 7. und 8. Oktober in Berlin. Er möchte, daß wir Außenstehenden wissen, was dahinterstecken kann, wenn jemand sagt:

Es fing damit an, daß ich mich für drei Jahre zur Fahne meldete, so wie fast jeder, der studieren wollte. Ich wurde für die mot. Schützen gemustert, ganz normal. Eines Tages kam ein Mann zu mir. Er fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, beim Wachregiment zu dienen. Ich dachte nur: Das heißt Berlin, weiße Handschuhe, Lenz – mache ich. Erst später wußte ich: Der mich dafür geworben hatte, war beim MfS. Und heute ist mir auch klar, daß schon zu dem Zeitpunkt alles überprüft war, was über mich in den existierenden Speichern lag. Zum Beispiel war aus dem sogenannten F-70-Speicher ersichtlich, daß zu meiner Jugendweihe eine Großtante aus der BRD bei uns war, oder wann unsere Familie Post von drüben bekommen hatte. Solche Fakten wurden auf Mikrofilmen gespeichert. Aus anderen Speichern war zu entnehmen, was beispielsweise auf Urlaubsreisen ins sozialistische Ausland vor sich ging. Da wurde präzise festgehalten, wie sich jemand, angenommen auf einer Schwarzmeer-Reise, über die Wirtschaftslage der UdSSR geäußert hat. In jeder Reisegruppe war jemand, der mit dem MfS zu tun hatte. Derjenige registrierte Gespräche, Abwesenheiten von der Gruppe, das Verhalten von Reiseteilnehmern; sowas floß dann in bestimmte Speicher.

Ich hatte damals also eine Verpflichtung zu unterschreiben, für drei Jahre Dienst im Wachregiment des MfS „Feliks Dzierzynski". Von Berlin-Adlershof kam ich nach Teupitz, wurde für ein halbes Jahr auf die Gruppenführerschule geschickt, danach zum Unteroffizier befördert und bekam um die achthundert Mark Wehrsold.

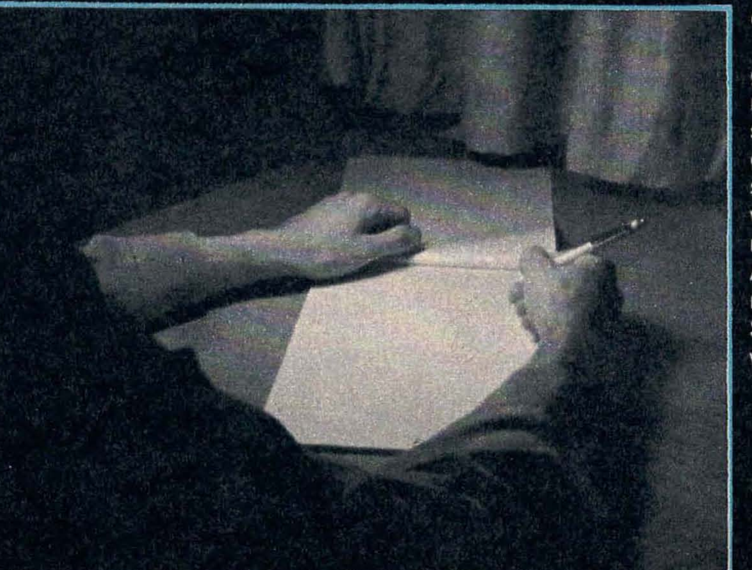
Wir hatten ziemlich harte mot. Schützenausbildung. Vor allem aber mußten wir Objekte der früheren Partei- und Staatsführung bewachen. Uns haben sie ganz schön rundgemacht; von Lenz schieben war keine Rede, geschweige von weißen Handschuhen. Wir wurden scharf rangenommen, denn wir sollten die Größten sein, die Besten, besser als alle anderen.

Ich war gerade vierzehn Tage dabei, als der 30. Jahrestag der DDR gefeiert wurde. Wir wurden auf dem Flughafen Schönefeld eingesetzt, verteilt unter den Jubelmassen, die zur Begrüßung der hohen Staatsgäste auf den Flugplatz geschickt worden waren. Ich sah, wie der greise Breshnew die Gangway heruntergetragen wurde, ich sah Gierek, Arafat, fünfzehn Meter vor mir lief Honecker vorbei. Und ich kam mir unheimlich wichtig vor.

Für zwei Jahre wurde ich dann sogar auf eine Offiziers-Planstelle gesetzt, als Zugführer. Jetzt war ich für vierzig Leute verantwortlich. Und für vier Schützenpanzerwagen! Das waren uralte Kisten ohne jeden Kampfwert. Unsere Angriffsübungen mit den schrottreifen Buden hatten keinerlei militärischen Sinn. Zur Verteidigung gegen einen Feind von außen konnten sie kaum vorgesehen sein. Aber beispielsweise bei einer zu übenden Verteidigung von Honeckers Bungalow mußten wir die Dinger eingraben bis hoch zur Oberkante, und dann wurde mit Funk und allen Waffen Verteidigung trainiert, gegen wen auch immer.

Die MfS-Zentrale in der Normannenstraße hatten wir auch zu bewachen; uns konnte man von der Straße aus sehen. Außerdem haben wir das Regierungs- und das MfS-Krankenhaus bewacht und etliche kleinere Objekte in Berlin sowie ein unterirdisches Nachrichtenobjekt außerhalb der Hauptstadt.

Was wir zu tun hatten, war geradezu Urlaub, verglichen mit den Jungs, die die Waldsiedlung Wandlitz zu bewachen hatten, wo ja fast das gesamte Politbüro wohnte. Die wurden extrem heiß gemacht mit den zig Kontrollen und Alarmen. Klar, in der Normannenstraße haben wir auch in Stiefelhosen geschlafen. Denn wenn die Sirene ging, mußten





durchdrehte und überall nur noch grüne Männlein sah. Man war vollkommen einsam im Wald, kilometerweit nichts weiter als ein Turm, auf dem man zu stehen hatte. Es gab Todesfälle, es haben sich Jungs erschossen. Es kam vor, daß einer aus Langeweile an der Waffe herumgespielt hat, und dabei ist es dann passiert.

Von solchen tragischen Ereignissen abgesehen, waren die drei Jahre keine schlechte Zeit für mich. Ich war erfolgreich, habe alle Aufgaben, auch die eines Offiziers, gemeistert, und ich habe viel Polit-Prominenz aus aller Welt gesehen.

Viele Male stand auch ich irgendwo in der Reihe, um die „höchsten Repräsentanten" zu bewachen und zu schützen, vermutlich vor der Liebe des Volkes ...



wir innerhalb von dreißig Sekunden aus dem Schlafsaal runterstürzen und Stahlhelm, Schutzmaske und MPi mit Seitengewehr fassen. Wäre tatsächlich mal der Gegner eingedrungen, was ja unablässig befürchtet wurde, hätten wir binnen einer halben Minute in voller Kampfausrüstung bereitgestanden. Und das klappte, absolut. Sowas wurde mindestens zweimal in der Woche trainiert, obwohl die Sicherung perfekt war und ein Eindringen tödlich gewesen wäre.

Das Herz schlug einem wie ein Hammer, wenn man aus tiefem Schlaf bei jaulender Sirene die Treppe runterrasen mußte. Obwohl wir junge, gesunde Burschen waren, haben wir da alle mächtig abgebaut. Wir waren eben nichts anderes als Wachhunde – ein Pfiff, und wir mußten zubeißen. Aber so viel ist auch klar: Derartige Truppen gibt es in allen Ländern; wir waren da nichts Besonderes.

Bei der Bewachung jenes unterirdischen Nachrichtenobjektes haben fast alle die Moos-Macke gekriegt. So nannten wir das, wenn einer

Wir waren Tschekisten. Wir waren stolz darauf, Honecker und die anderen Mächtigen zu schützen. Ich meine das ganz ehrlich. Als zum Beispiel Helmut Schmidt zu Gast war, standen wir mit MPi und Funkgerät bei Schloß Hubertusstock im Wald, zwölf Stunden, bei fünfzehn Grad minus, um den hohen Besuch zu bewachen. Oder bei der Eröffnung des

Gewandhauses zu Leipzig, auch da waren wir zum Schutze der Allerhöchsten anwesend. Genaugenommen wurde nicht ein einziger Kindergarten eingeweiht, ohne daß nicht welche von der Sicherheit dabei waren.

Für mich war das eine erlebnisreiche Zeit, auch wenn sie hart war. Ich gehörte sowieso nicht zu den großen Bandmaßschwingern. Mein Standpunkt war: Ich durfte anschließend fünf Jahre studieren. Der Staat würde mir viel geben, also gab ich dem Staat vorher, was ich konnte. Ich fand das in Ordnung, und dazu stehe ich auch heute noch.

So kam ich zum Staatssicherheitsdienst

Nach den drei Jahren bei „Feliks" begann mein Studium, Fachrichtung Biochemie. Ich studierte an einer ganz normalen Hochschule, bekam dreihundert Mark Stipendium plus sechzig Mark Leistungsstipendium. Ich rauche nicht, trinke nicht, bin genügsam, kam also gut zurecht mit dem Geld.

Etwa zwei Jahre vor Studienabschluß kam derselbe Stasi-Mann, der mich zum Wachregiment geworben hatte. Er bat mich, doch mal gelegentlich in die Kreisdienststelle des MfS zu kommen, da wäre etwas unklar mit meinen Wehrunterlagen.

Dort traf ich ihn wieder. Nach einem Vorgeplänkel fragte er mich rundheraus, ob ich bei der Staatssicherheit arbeiten würde. Übrigens: Man durfte sich nicht selbst bewerben – hinter Selbstanbietern wurde automatisch der Gegner vermutet. Man mußte geworben werden, so wie jetzt also ich. Ich bat mir Bedenkzeit aus. Dann sagte ich zu.

Warum habe ich mich so entschieden? Meine Perspektive nach Abschluß des Studiums bot sich äußerst dürftig dar. Ich hätte als Assistent an der Hochschule bleiben und dort vor mich hindämmern können, obwohl ich – was ich zu dem Zeitpunkt allerdings noch nicht wissen konnte – mit „Sehr gut" abgeschlossen habe. Die interessanten Stellen waren längst aufgeteilt: unter den Söhnen und Töchtern von Leuten mit Beziehung und Einfluß. Ich aber wollte Verantwortung, wollte mich weiterentwickeln, wollte das, was ich in fünf langen Studienjahren gesammelt habe, auch einbringen und was daraus machen; dafür studiert man doch schließlich. Nun sagte man mir, das MfS habe und brauche Spezialisten aus sämtlichen Wissenschaftsgebieten, also auch Biochemiker, und man versicherte mir, daß ich in meiner Fachrichtung würde arbeiten können und daß ich gleich mit dreizehnhundert Mark auf die Hand einsteigen könne. Ich unterschrieb. Und es sollten mehrere Papiere werden, die ich zu unterschreiben hatte.

Die ersten zwei Nächte nach der letzten großen schriftlichen Verpflichtung habe ich kaum geschlafen. Hast du dich jetzt mit Sack und Seele verkauft, bist du vielleicht das größte Risiko deines Lebens eingegangen? Diese Gedanken ließen mich nicht los.

Mehrfach hatte ich gefragt, wohin ich denn käme und welches meine Aufgaben sein würden. „Das sagen wir Ihnen, wenn Sie unterschrieben haben." Mehr erfuhr ich nicht. Ich beruhigte mich mit der Überlegung: Wenn der Staat mich hat fünf Jahre lang studieren lassen, dann wird er das auch nutzen wollen, also werde ich hundertprozentig als Diplom-Ingenieur für Biochemie arbeiten können, nur eben bezahlt vom Ministerium für Staatssicherheit; na und? Außerdem sah ich es durchaus als eine Möglichkeit, einen Beitrag zur Stärkung meines Staates zu leisten.

Es kam alles ganz anders. Ich wurde eingesetzt in der Abteilung XV, das ist eine Abteilung der Aufklärung.

Ich war völlig deprimiert. Einer Lüge, regelrechtem Bauernfang war ich auf den Leim gegangen. Nichts, absolut nichts hatte das mit meinem Beruf zu tun, wofür man mich einsetzte. Heute weiß ich, ich hätte es noch viel schlimmer treffen können. Zum Beispiel, wenn man mich in die Abteilung M befohlen hätte: Da hätte ich als Diplom-Ingenieur den ganzen Tag Briefe aufdampfen und wieder zukleben können. In dieser Abteilung M stand die Aufgabe, Post, die die Grenze passiert, unter geheimdienstlichen Gesichtspunkten zu überprüfen, also jede Weihnachtskarte, jedes Geburtstagspäckchen. Das Wort von der flächendeckenden Bespitzelung ist wahrhaftig nicht übertrieben.

Ich bin dem Zufall dankbar, daß ich damit nichts zu tun haben mußte. Wäre ich damals allerdings dort eingesetzt worden, hätte ich auch diese Arbeit getan in dem Bewußtsein, dies sei rechtmäßig und notwendig. Daran haben wir doch damals nicht gezweifelt.



Spielfilm über das MfS, „For eyes only", sehen, und stinklangweilige Vorschriften pauken. Nach vier Wochen fuhr ich dann zum erstenmal mit meinem Chef mit, zum Ermitteln.

Tote Briefkästen, Deckadressen, konspirative Wohnungen

„Wenn Sie mit Westleuten zu tun haben, seien Sie sich immer bewußt, wer hinter Ihnen steht – Sie sind Tschekist." Mit dieser ständigen Ermahnung im Hinterkopf ging ich an die Arbeit.

Da reiste beispielsweise ein Student von der Freien Universität in West-Berlin ein, um jemanden in der DDR zu besuchen. Von diesem DDR-Bürger hatten wir die Personenkennzahl, und zwar aus den Reiseunterlagen. Die wurde in den Computer eingegeben, und es wurde ermittelt, ob jemand aus seinem Umfeld für uns brauchbar war oder ob er selbst schon einmal dem MfS behilflich gewesen ist. Ziel

Keine einzige der angewiesenen Pflicht-Kundgebungen lief ohne die massenhafte Anwesenheit der Stasi. Mit solch schrottreifer Technik übten wir Verteidigung.



Mein Arbeitsplatz: eine Abrißbude

„Wundere dich nicht, wohin wir jetzt fahren." Das Auto hielt im Abrißviertel der Stadt. Schwamm in den Wänden, Plumpsklo, rechts und links Assis und mittendrin die Stasi – alles Tarnung für unsere Außengruppe. Hier war also mein Arbeitsplatz. Und hier wurde ich in den nächsten Wochen über Sinn und Zweck der Aufklärung aufgeklärt. Ich fand das nicht nur interessant. Vielmehr begriff ich, daß dies in der Tat lebenswichtig für unseren Staat war – die Aufklärung war das beste Instrument, unser Land vor Schaden von außen zu bewahren. Zudem schien die Arbeit meinen Neigungen zu entsprechen. Ebensogern wie Biochemie hätte ich auch Kriminalistik studiert. Die Aufklärungsarbeit schien mir mit Kriminalitätsbekämpfung verwandt zu sein.

Zunächst mußte ich papiernes Wissen in mich reinstopfen, Aufzeichnungen von Kundschaftern, Bücher über Harro Schulze-Boysen, mußte mehrmals den einzigen DEFA-

war, über Jahre hinaus Leute zu gewinnen, die als Kundschafter in der BRD oder West-Berlin für die Staatssicherheit arbeiten können, besser gesagt: konnten – den Stasi gibt es ja nicht mehr. Die Erfolgsquote war etwa 1:1 000. Es war immense Arbeit nötig, bis man einen festen Mann hatte.

Ich mußte DDR-Bürger finden, die bereit waren, für das MfS im Operationsgebiet, also im Westen, zu arbeiten. Mir selbst war das streng verboten; ich war niemals dort. Erst als alle durften, durfte auch ich in den Westen.

Damit die im Operationsgebiet Tätigen sich mitteilen konnten, brauchte ich Deckadressen, also Leute in der DDR, die ihre Briefkästen zur Verfügung stellten. Dasselbe galt für Decktelefone und konspirative Wohnungen.

Wie bewegt man Leute, ihre Wohnung oder einen anderen Teil ihrer Privatsphäre der Staatssicherheit zu überlassen? Man sagte mir, in den sechziger Jahren habe praktisch niemand gewagt, dies abzulehnen. Auch mit Geld wurde gearbeitet. Ich wollte prinzipiell nur solche Leute gewinnen, die es aus Überzeugung taten, so wie ich auch; Leute, die verstanden, daß wir die Spionage- und Agententätigkeit vom Westen rechtzeitig und gründlich aufklären mußten, damit sie so wenig Schaden wie möglich anrichten konnte. Darin sah ich den Sinn meines Dienstes. Übrigens: Auch diese Leute, die bei uns mitmachten, wurden total überprüft, ihr gesamtes Umfeld, im Wohngebiet, im Betrieb, in der Verwandtschaft, alles. Über jeden von ihnen gibt es eine Akte, dick wie eine Speckseite. Entschuldigung, wenn ich das so sage, aber es wurde wahrhaftig jeder Furz aufgeschrieben und in die Akte genommen.

Gewissensbisse? Nein, die hatte ich nicht. Das hatte doch mit Bespitzelung nichts zu tun. Das war die normale und notwendige Absicherung, um eine für die DDR lebensnotwendige und erfolgreiche Aufklärungsarbeit leisten zu können. Bei einer einzigen undichten Stelle wären unter Umständen sechs, sieben unserer Leute im Westen in den Knast gegangen. Das war doch ein starkes Motiv, hier äußerst gewissenhaft zu sein.

Schließlich gehörte es zu meinen Hauptaufgaben, sogenannte IMS zu finden, also Inoffizielle Mitarbeiter, die unter hohem persönlichem Risiko für uns im Westen tätig wurden. Zu suchen waren sie unter Leuten, die damals schon in die BRD reisten, vor allem dienstlich. Gegen Ende der achtziger Jahre waren das ja ziemlich viele. Unsere potentiellen IMS mußten intelligent, kontaktfreudig, sympathisch und absolut zuverlässig sein. Waren sie einverstanden, wurden sie als Kuriere, Instrukteure oder als Werber eingesetzt.

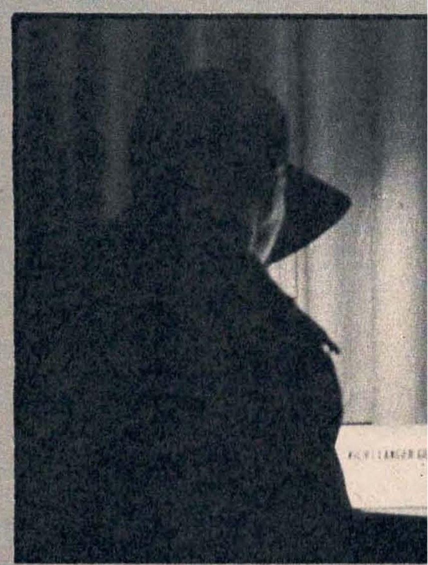
Kuriere mußten Material, Mikrofilme und dergleichen, in TBK deponieren, also in toten Briefkästen. Instrukteure hatten auch direkte Kontakte mit Kundschaftern im Westen. Werber wiederum sollten Bundesbürger zur Mitarbeit für das MfS gewinnen. Bundesbürger haben zu einem sehr hohen Prozentsatz nur fürs Geld mit dem MfS gearbeitet.

Solche Leute aufzubauen zog sich über Jahre hin. Es kostete viel Zeit, Mühe und Geld, ehe jemand als geeignet befunden, durchgeprüft und letztendlich gewonnen war.

Innerhalb meines ersten Jahres habe ich mit etwa zehn Leuten zusammengearbeitet und davon zwei IMS schriftlich geworben. Das galt als erfolgreich. Sie mußten eindeutig abgefaßte Verpflichtungen unterschreiben. Von mir wurde keiner genötigt, keiner erpreßt, keiner bezahlt. Sie taten es aus purem Idealismus, eben für die Sache, wie wir sagten. Auch ich war überzeugt, rechtens und zum Wohle meines Staates zu handeln. Niemals hätte ich es für möglich gehalten, daß man mich auf der Straße „Stasi-Schwein" schimpft und mich anspuckt, wie ich es in Berlin in jenen Oktobertagen erleben mußte.

(Fortsetzung in unserer nächsten Ausgabe)

Das Gespräch wurde aufgeschrieben von Karin Matthées. Fotos: Archiv



POSTSACK

HALLO, AR-LEUTE!

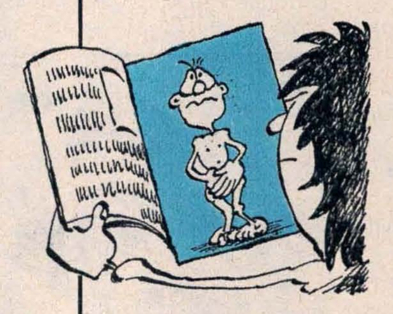
Ruhig ein paar Märker mehr

Seien Sie versichert, daß ich eine der Leserinnen bin, die die AR auch künftig lesen wird, obgleich sich der Preis erhöht. Aber für das Heft kann man ruhig ein paar Mark mehr ausgeben, weil es wirklich interessant ist und auf aktuelle Probleme eingeht. Bisher hat mir dieses Magazin sehr gut gefallen, und ich kann nur sagen: Weiter so!
Unterfeldwebel Silke Schmidt, Leipzig

Wo bleibt der Adam?

Warum habt Ihr nie einen Männerakt in Euren Seiten vereint? Schließlich gibt es auch Frauen in dieser Armee, und auch die Homosexuellen würden sich sicher über so ein Bild freuen.
Ramona Hiesig, Ilmenau

Genügte vorerst das Foto im Juniheft?



... und der stramme Soldat?

Als ständiger Abonnent bleibe ich auch trotz erhöhten Preises der AR treu. Da man jetzt keine Soldaten mehr in Uniform in der Öffentlichkeit sieht, wünsche ich mir, daß nicht nur nackte Frauen in Großformat, sondern auch junge, stramme Soldaten in Uniform in Großformat in der AR erscheinen.
Gefreiter d. R. Axel Körner, Leipzig

Wie stramm muß er denn sein?

Hinkt hinterher

Ich möchte mich bei Ihnen bedanken, daß Sie unter den komplizierten journalistischen Bedingungen der Vergangenheit eine ansprechende AR zustande bringen konnten. Doch was den Preis betrifft – wäre da eine Veränderung nicht schon lange fällig gewesen? Die AR ist sehr interessant, aber bei aller Zustimmung: Etwas Kritik kann ich Ihnen auch nicht ersparen. Manche Beiträge kommen ganz einfach zu spät (und das nicht nur um die redaktionell bedingten zwei Monate). Ein Beispiel wäre der Bericht über die SS-20 im Aprilheft, so etwas hätte in der Zeit um die Unterzeichnung des INF-Vertrages erscheinen müssen. Jetzt interessieren die Leser andere Probleme: Marktwirtschaft, Arbeitslosigkeit. Trotzdem: Auf jeden Fall werde ich Ihr Leser bleiben.
Martin Damm, Zeitz

Typen zu einseitig

Ich bin Leser Ihrer Zeitschrift seit meinem Armeedienst 1967. Obwohl mich nicht alle Artikel interessierten: Insgesamt gesehen war ihr Magazin unterhaltsam und informativ auf dem militärischen Gebiet. Leider waren die Typenblätter zu einseitig auf NATO ausgerichtet, hätte mir mehr ebenso unsere neueste Technik gewünscht. Auch wenn es 2.50 Mark kostet: Ich werde Ihr Magazin weiterhin kaufen, solange ich Arbeit und Auskommen habe. Und ich hoffe, daß ich nicht der einzige bin.
Joachim Richter, Frankfurt (Oder)

ALLERLEI

Piken oder nicht piken?

Mit Entsetzen habe ich im Postsack 3/90 Eure Stellung zur Grippeschutzimpfung in der Armee gelesen und kann darüber nur den Kopf schütteln. Als ich im Grundwehrdienst stand (1982–83), hatte ich mich geweigert, daran teilzunehmen, weil ich mich 1977 in einer Nervenklinik behandeln lassen durfte, da ich durch eine derartige Impfung gelähmt worden war. Auch heute würde ich eine Befehlsverweigerung gegenüber eine parainfektiösen Enzephalitis vorziehen.
Dörk Hering, Birkholz

Die von uns dargelegten dienstlichen Regeln bedeuten nicht, daß es keine Ausnahmen gibt. In solchen Fällen wie bei Ihnen wird man selbstverständlich vom Arzt – der stets das letzte Wort hat – von der Pflicht zum Impfen befreit.

Es war irre

Zwar bin ich schon vor zehn Jahren von der NVA ehrenvoll entlassen worden, denke jedoch gern an die 18 Monate zurück. Die Zeit in Torgelow-Spechtberg war wie verrückt so schön.
R. Weinhold, Hoyerswerda



Nicht einseitig betrachten!

Wie viele andere freue ich mich sehr über das Zusammenwachsen unseres Volkes. Daß allerdings in der allgemeinen Diskussion jetzt so getan wird, als ob alles Vorbildliche aus dem Westen kommt, ist eine häßliche Begleiterscheinung. Sie beleidigt den Mut und die Leistung der Menschen, die die Demokratie in der DDR erkämpft haben, die Zustände tapfer ertragen und unter schweren Bedingungen sehr viel geleistet haben. So genießt die NVA in westlichen Militärkreisen seit langem höchsten Respekt. In Zukunft haben beide deutsche Armeen die besten Chancen, Ost und West zusammenzuführen. Keine vergleichbare Großorganisation wie eine gesamtdeutsche Armee hat so viele persönliche Kenntnis, Kontakte, Erfahrung und gegenseitige Wertschätzung in so enger Verzahnung nach Ost und West. Bei dieser Aufgabe sind die Soldaten der NVA für ein einiges Deutschland unverzichtbar.
Major d. R. Hartmut Wilhelm, Lauffen, BRD

Unnützes Projekt

Zunehmend verbreitet sich der Gedanke des Abbaues des militärischen Potentials in beiden deutschen Staaten, Feindbilder schwinden mehr und mehr, eine weitestgehende Entmilitarisierung hier in Mitteleuropa liegt nahe. Und trotzdem: Bestimmte Kreise in der BRD meinen, an der Einführung eines neuen Kampfflugzeuges, dem Jäger 90, nach wie vor festhalten zu müssen. Ein fragwürdiges Vorhaben, das bestimmt in die Milliarden geht.
Fähnrich Gerd Leiderkoff, Schwerin

Und wie: Auf 150 Milliarden DM werden die Kosten – Entwicklung, Beschaffung, Bewaffnung und Nutzung – für den Supervogel eingeschätzt.

Wo blieb das Gewissen?

Ein Sprecher des Bundesverteidigungsministeriums gab bekannt, daß NVA-Soldaten sich bei der Bundeswehr beworben hätten. Ich zweifle daran, daß diese Bewerber, daß diese Herrschaften überhaupt noch ein Gewissen und einen kleinen Funken Ehre im Leibe haben. Formell ist es nicht nur ein Verstoß gegen Dienstvorschriften und Gesetze unserer Armee. Diese Herrschaften fallen in der historisch kurzen Zeit der Neugestaltung unserer Republik ihrem eigenen Volk in den Rücken.
Hauptmann d. R.
Werner Schwitzgäbel, Berlin

Eine Partei der Vernunft

Wenn alle Völker der Erde ihre Eigenständigkeit und ihr Selbstbestimmungsrecht behalten, zwischen den Ländern kontrollierbare Grenzen bestehen, und jedes Land als souveränes Recht auf nationale Verteidigung eine konventionelle Armee besitzt, läßt sich durch die USA-Administration mit ihrem SDI-Weltraumrüstungsprogramm keine Weltalleinherrschaft herstellen. Das höchste Gebot der Sicherung des Weltfriedens ist die Bewahrung des Selbstbestimmungsrechtes aller Völker. Die „Globale Koalition der Vernunft" als DDR-Partei mit Friedenscharakter, verkörpert auf philosophischer Basis die daraus erwachsenen Aufgaben. Es gibt für diese Partei des Friedens und der Zukunft verstärkt zu wirken, obwohl sie zu den Wahlen am 18. März nicht kandidierte.
Oberleutnant d. R.
Bodo Faustin, Hoyerswerda

SAMMEL-SURIUM

Seit über 30 Jahre sammle ich Militärhelme aller Armeen. Nun brauche ich einen von der NVA.
Siegfried Clement, PF 50 01 73, D-8000 München 50, Tel. 8721 04

Kaufe Orden und Abzeichen der KVP, NVA, ZV, Kampfgruppen, VP und des MfS.
Stefan Haul, W.-Pieck-Str. 10, Bad Liebenstein, 6202

Suche taktisch-technische Daten – wenn möglich, auch Bilder – sämtlicher im ersten und zweiten Weltkrieg eingesetzten Panzer.
Thomas Knipper, Blockmacherring 44/1044, Rostock 27, 2520

Benötige Abzeichen, Auszeichnungen, Schulterstücke der KVP, DVP und NVA.
Ralf Könneker, PF 4110, Klein-Schwaß, 2551



Wer schickt mir eine Uniformjacke der Grenztruppen gegen Bezahlung sowie ein paar Unteroffizierschulterklappen?
Peter Teßmann, A.-Nitzsche-Str. 46/141, Leipzig, 7030

Sammler sucht Orden, Abzeichen und Uniformen der NVA-Landstreitkräfte. Tausch bevorzugt.
H. H. Wilshusen, Neeboeree 7, Haasel, 2743, BRD

Wir suchen VP-Tschako, Abzeichen und Schirmmütze der KVP; Tauschmaterial vorhanden.
Petra und Karl Fernberg, Rohrwiese 29, Langelsmein 3, 3394, BRD

Als Sammler von Uniformeffekten wünsche ich mir Kontakte. Zum Tausch biete ich Effekten der Bundeswehr, beschränkt auch der US-Army und des Österreichischen Bundesheeres.
Hermann Blähser, Schleiferberg 35a, D-8068 Pfaffenhofen/Ilm, BRD

Wer beliefert mich mit Dienstgradabzeichen der NVA?
Jörg Wogner, Leninstr. 11, Dingelstedt, 5603

Tausche Auszeichnungen, Abzeichen und Effekten der NVA, GT und GST.
Walfried Schubert, Str. d. frohen Zukunft 15A, Weida, 6518

KONTAKTE

Ich bin 19 Jahre alt und werde zum Konstruktionsmechaniker in der Feinblechbautechnik (ehemals Blechschlosser) ausgebildet. Das Schreiben von Briefen ist mein größtes Hobby, denn ich möchte etwas über die Kultur, Wirtschaft, Politik usw. anderer Länder erfahren. Ich möchte auch gern Kontakt zu älteren Menschen haben, die einsam und allein sind.
Thorsten ter Haar, Am Mühlenberg 52, Isselburg 2 – Anholt, 4294, BRD

Ich bin sehr interessiert an Veröffentlichungen über die Armeen des Warschauer Vertrages und würde mich über Informationen und Illustrationen über die DDR-Streitkräfte, insbesondere die Marine, freuen. Gibt es eigentlich eine Möglichkeit, die „Armeerundschau" in den USA zu bestellen? Ich lege Ihnen ein Bild vom Kriegsmarine-Museum in Louisiana bei.
Tom Lee Schreffler, 5-Second Avenue, Warren, Pennsylvania, USA, 16365

Unsere Antwort müßte inzwischen in Ihren Händen liegen.

ÜBRIGENS ist das Bessere der Feind des Guten ...



... Schreibt doch mal, was wir noch besser machen können.
Redaktion „ARMEERUNDSCHAU", PFN 46 130, Berlin, 1050

GEFRAGTE FRAGEN

Im Namen der Kameraden

Ich las von Interessenvertretungen der Armeeangehörigen. Welche Aufgaben haben sie?
Gefreiter d.R.
Hubert Kressin, Magdeburg

Das sind gewählte Vertrauensmänner (auch Sprecher genannt) in den Einheiten und meist innerhalb der Dienstgradgruppen. Sie kümmern sich vor allem um die demokratischen Rechte und Pflichten in allen Tätigkeitsbereichen; vertrauensvolle, kameradschaftliche soziale Beziehungen; eine effektive Ausbildung; die zweckmäßigere Organisation des Innendienstes; um Personal-, Disziplinar- und Eingabenangelegenheiten; verbesserte Dienst- und Lebensbedingungen; die Freizeitgestaltung; die Beratung und Betreuung bei persönlichen Konfliktsituationen; die Überleitung in eine zivilberufliche Tätigkeit.

Rettung aus der Luft

Seit einigen Wochen setzt die Volksmarine Hubschrauber im ständigen Bereitschaftsdienst zur Seenotrettung an unserer Ostseeküste ein. Mich interessieren technische Daten dieses Hubschraubertyps.
Marcus Illmann, Wismar

Es ist der Mi-14 (Foto), welcher da nach Verunglückten sucht.



25,3 m lang; 6,9 m hoch; zwei Triebwerke mit je 1 120 kW Startleistung; Startmasse 14 000 kg; Höchstgeschwindigkeit 230 km/h; Reichweite 800 km; 4 Mann Besatzung.



Wenn's dicke kommt

Smog-Warnung, Smog-Werte, gar öfter liest man's jetzt in der Presse. Was heißt eigentlich das Wort „Smog"?
Feldwebel Heiko Serv, Leipzig

Es ist ein Kunstwort, zusammengesetzt aus dem englischen smoke (für Rauch) und fog (für dichten Nebel).

Auf der Strecke geblieben

Wann ist das Militärtechnische Heft „Standardpanzer" erschienen?
Bodo Bode, Neuwerk

Die für dieses Jahr vorgesehene Ausgabe ist ersatzlos gestrichen worden.

Teure Angelegenheit

Ich hätte einmal gewußt, wie hoch der Preis für eine Ausrüstung eines Soldaten der NVA liegt.
Gehard Henkel, Kallmerode

Über 2700 Mark – so die Berechnung in den letzten Jahren – ist die Bekleidung und Ausrüstung wert, die jeder Soldat bei seiner Einberufung zum Grundwehrdienst erhält.

Unter dem Ahornblatt-Banner

Könnt Ihr mir die Stärke der kanadischen Streitkräfte mitteilen?
Marco Judeck, Stendal

Sie umfassen 84 600 Mann, davon sind 8 000 in Europa stationiert. Es handelt sich um eine Berufsarmee, Wehrpflicht besteht demnach nicht.

Wird nicht vergessen

Im Postsack 5/90 wurde über den Kommissionshandel in den Kompanieklubs berichtet. Hat denn derjenige, der sich mit dem Verkauf und dem Ausschank herumplagt, auch etwas davon?
Gefreiter Heiko Ullmer

Er geht durchaus nicht leer aus. Die Dienststelle erhält für den Verkauf der Waren von der Militärhandelsorganisation eine zweiprozentige Vergütung des Umsatzes. Die Hälfte davon kann der Kommandeur für die materielle Anerkennung der damit beauftragten Soldaten verwenden.

Die ersten Zivis

Rund 18 600 junge Männer begannen im Mai ihren Zivildienst



„Daß ich eine Schneeflocke wär„ –
eines der großen Lieder von Veronika Fischer. Nach zehn Jahren sang sie in diesem Frühjahr erstmals wieder für ihr DDR-Publikum. In einem Exklusiv-Interview für ARMEERUNDSCHAU gibt Vroni Auskunft darüber, warum sie damals die DDR verließ, wie sie den schweren Anfang im Westen packte, wie ihre Sicht auf die deutsch-deutschen Vorgänge ist. Seien Sie darüberhinaus gespannt auf einen Beitrag über die Berliner Mauer, ein Porträt von Minister Eppelmann und über Legende und Wahrheit vom „Prager Frühling".

IN DER NÄCHSTEN AR

als Alternative zur NVA. Wo werden sie eingesetzt?
Claudia Sergenti, Borna

Hauptsächlich in Krankenhäusern, Pflegeheimen, Rehabilitationszentren, als Hauswirtschaftspfleger für ältere Menschen, ein geringerer Teil in der Stadt- und Forstwirtschaft, bei Umweltschutz- und Deponiearbeiten.

Der neue Schwur

Wie lautet der neue Fahneneid der NVA?
Feldwebel d. R.
Haribert Sens, Dresden

Die Volkskammer beschloß am 26. 4. 1990 folgende Fassung: „Ich schwöre, getreu dem Recht und den Gesetzen der Deutschen Demokratischen Republik meine militärischen Pflichten stets diszipliniert und ehrenhaft zu erfüllen. Ich schwöre, meine ganze Kraft zur Erhaltung des Friedens und zum Schutz der Deutschen Demokratischen Republik einzusetzen."

Kürassier ehrenhalber

Hatte Bismark einen militärischen Rang?
Günther Grabmann, Leisnig

Seine Militärdienstpflicht leistete er 1838 als Einjährigfreiwilliger. Danach Rittergutsbesitzer, wurde er Sekonde-, darauf Premierleutnant der Landwehrinfanterie und -kavallerie. Spätere Beförderungen galten ihm als Diplomat und Staatsmann: 1859 Rittmeister, 1861 Major, 1866 Generalmajor, 1868 Chef des 1. Magdeburger Landwehr- und des Magdeburgischen Kürassierregiments – fortan trug er die Offiziersuniform dieses Truppenteils (Foto) –, 1871 Generalleutnant, schließlich Generaloberst im Range eines Generalfeldmarschalls.



O DDR O
03 10 53 400 115

03 10 53 400 115
O DDR O

Alu-Marke

Kürzlich habe ich etwas über eine Erkennungsmarke für Armeeangehörige gelesen. Wie sieht so'n Ding aus? Was steht da drauf?
Hubert Vielkorn, Bad Lauchstädt

Das ist ein 8 mal 5 cm großes Metallplättchen (Zeichnung), das auf der Brust zu tragen ist. Auf der einen Seite ist die Staatsbezeichnung und die Personenkennzahl, auf der anderen die Blutgruppenformel eingeprägt.

ALLES, WAS RECHT IST

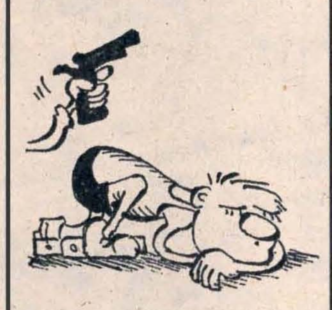
Nur einmal S?

Nach zehnjähriger Dienstzeit werde ich Ende des Jahres entlassen. Obwohl ich ein paarmal zu Gesprächen über meine neue Arbeitsstelle unterwegs bin, wollen mir meine Vorgesetzten nur einmal Sonderurlaub gestatten.
Stabsfeldwebel Silvio Terkatz

Eine solche Einschränkung widerspricht den Regeln zur Unterstützung von längjährig Dienenden beim Übergang ins zivile Berufsleben. Keinesfalls schließt die Urlaubsvorschrift eine mehrmalige Gewährung von Sonderurlaub für diesen Anlaß aus, der ja mitunter mehrere Reisen notwendig macht. Und die Förderungsverordnung (Gbl. I Nr. 12/82) betont im § 15(3): „Die Berufsunteroffiziere, Fähnriche und Berufsoffiziere haben das Recht, vor ihrer Entlassung im letzten Jahr des aktiven Wehrdienstes mit den vorgesehenen Betrieben vorbereitende Gespräche zur Eingliederung in den Arbeitsprozeß sowie Konsultationen zur Einweisung in die zukünftigen Tätigkeiten zu führen und ein Arbeitsrechtsverhältnis zu begründen." Die Pflicht der Vorgesetzten, mehrmals Sonderurlaub zu gewähren, ergibt sich ferner aus dem § 3 (2) der 1. Durchführungsbestimmung, wonach sie die Teilnahme an den Beratungen bei den Räten der Bezirke zu sichern haben.

APHORISMEN

Wer am Anfang einer Laufbahn steht, sollte den Start nicht verschlafen.



Wer gute Ratschläge in den Wind schlägt, braucht sich über Flaute nicht zu wundern.

Auch Dienstgrade sind verschlungen.

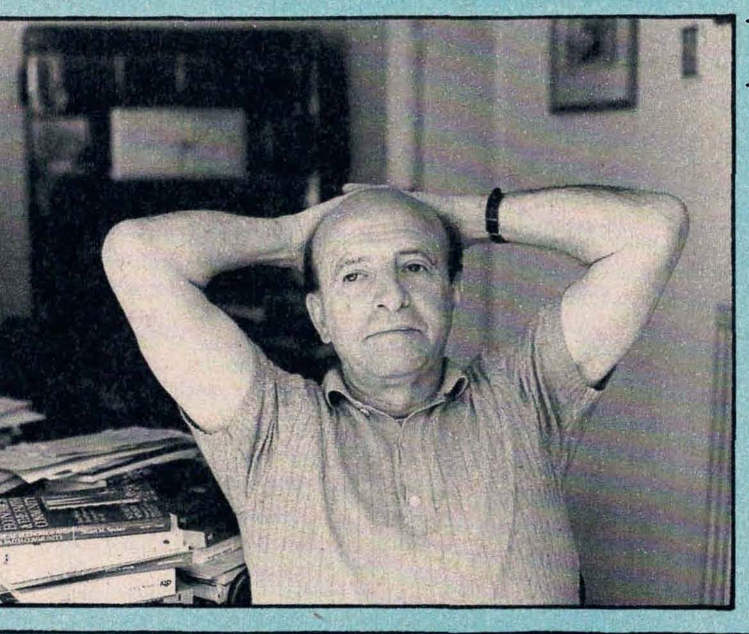
Jürgen Molzen, Berlin

AR-MARKT

Biete AR 1968–89; „Militärtechnik" 1972–87 (beide ohne Typenblätter): Matthias Burkhardt, Dimitroffstr. 6, Karl-Marx-Stadt, 9072 – Biete Fliegerjahrbuch 1982, 83; Fliegerkalender 1986–88, 90; „Geschichte des Luftkrieges"; „Himmel des Krieges". Suche Fliegerjahrbuch 1961, 64, 67–71, 76, 78, 81: Mirko Assatzk, Neubau 3, Dietersdorf, 4711 – Suche „Letectvi + Kosmonautika" 21/1989; „Flieger-Revue" vor 1985: Olaf Kübler, Bahnhofstr. 59, Greifswald, 2200 – Suche AR 9/78; Marinekalender 1965; TBiU Nr. 17 (MiG-15) und Nr. 54 (Su-7): D. Banach, A.-Herzen-Str. 37, Dresden, 8080.

Redaktion: Horst Spickereit
Vignetten: Achim Purwin
Fotos: Uhlenhut, Archiv





Der NATO kann ich kein anderes Schicksal vorhersagen ...

Mit Dr. Wolfgang Ullmann sprach exklusiv für die ARMEERUNDSCHAU der Berliner Politikwissenschaftler Dr. Horst Lange.

Dr. Ullmann, Sie sind Mitbegründer und Mitglied des Sprecherrates der Bürgerbewegung DEMOKRATIE JETZT. Sie haben sich im Rahmen der Demokratisierung auch stark für die Überwindung des Blockdenkens und den Abbau von Feindbildern eingesetzt. Welche Rolle spielt Abrüstungs- und Sicherheitspolitik in den Bürgerbewegungen von heute?

Wie sich das für die Bürgerbewegungen generell darstellt, kann ich nicht sagen. Ich denke, da wird es Unterschiede geben. Für uns ist dies freilich ein ganz gewichtiger Punkt, weil der Vereinigungsprozeß der beiden deutschen Staaten diese Frage zu einer ganz bedrängenden werden läßt. Unsere Geschichte ist ja aufs engste verflochten mit der Entstehung der NATO und des Warschauer Paktes.
Es hat Befremden und Widerspruch ausgelöst, als ich neulich auf dem Bergedorfer Arbeitskreis in einer Gesprächsrunde darauf verwies, daß die Menschen in der DDR es nicht zuletzt der NATO verdanken, daß sie hinter Mauern und Stacheldraht gelebt haben. Aber es ist nach meinem Dafürhalten durchaus so. Ich habe es immer für unzumutbar empfunden, daß man junge DDR-Bürger seit der Einführung der Wehrpflicht gezwungen hat, in diesem Schwarzweiß-Weltbild der beiden Blocksysteme – wobei das eigene ein positives und das jeweils andere ein negatives Vorzeichen bekam – Feindbilder zu konstituieren und zu konservieren.

All das ist vorbei. Nun sind die Politiker, vor allem die Sicherheitspolitiker, in einer tiefen Verlegenheit und wissen nicht, was sie tun sollen. Ich bin der Meinung – leider vorläufig noch ohne dafür viel Zustimmung gewinnen zu können –, daß damit der Fall eingetreten ist, den beide Vertragstexte der Militärblöcke ja vorsehen: Die Blöcke müssen aufgelöst werden. Der Warschauer Pakt löst sich schon ganz von allein auf. Der NATO kann ich kein anderes Schicksal vorhersagen.

Diese Situation wirft die Frage nach einem anderen Sicherheitssystem auf.

Das ist richtig. Dafür gibt es bis jetzt jedoch nur ganz dürftige Ansätze. Man weist immer auf den KSZE-Prozeß hin. Der ist aber noch kein Ersatz für die jetzigen Sicherheitsstrukturen. Es müssen neue gefunden werden. Ich sehe eine große Aufgabe deshalb darin, intensiv darüber nachzudenken, wie die Sowjetunion und die USA in ein solch neues Sicherheitssystem eingebun-

den werden könnten. Ich glaube überhaupt, daß die beiden bedeutendsten Mächte der ehemaligen Antihitlerkoalition eine Führungsrolle bei der Konstituierung einer neuen Sicherheitspolitik übernehmen müßten.

Wie es scheint, sind wir aber noch weit davon entfernt?

Ich denke, dies hängt damit zusammen, daß man sich hier in zu abstrakten Konzepten bewegt, immer von Europa als Ganzem spricht oder von den Kontinenten. Wir werden wohl um die Einsicht nicht herumkommen, daß Europa in sich so gegliedert ist, daß man bei der neuen Sicherheitsstruktur bestimmte Regionen wird unterscheiden müssen. Ähnlich, wie das der tschechoslowakische Präsident Havel schon mehrfach anregte.

Nun war lange Zeit die Außen- und Abrüstungspolitik der SED-Führung international sehr geschätzt. Wo sehen Sie zu der damaligen Honecker-Konzeption wichtige Unterschiede?

Der Hauptunterschied ist der, daß diese Sicherheitspolitik, also das Sicherheitskonzept der Honecker-Ära, in den 70er Jahren auf die sogenannte friedliche Koexistenz setzte. Damals etwas durchaus Begrüßenswertes, ein wirklicher Fortschritt. Aber eben auch ein widersprüchlicher Fortschritt, weil immer davon ausgegangen wurde, friedliche Koexistenz schließe ideologische Abgrenzung in sich ein. Ich erinnere hier nur an das berüchtigt-berühmte Honecker-Wort, Kapitalismus und Sozialismus verhielten sich zueinander wie Feuer und Wasser. Wie falsch dieses Bild war, haben wir mittlerweile ganz deutlich erleben können. Ich denke, man muß jetzt von der Phase der friedlichen Koexistenz der Paktsysteme zur Phase der Kooperation zwischen den USA, der Sowjetunion und den verantwortlichen politischen Mächten in Europa übergehen. Eine Kooperation, die aber einer sinnvollen Strukturierung und Untergliederung bedarf.

Politik ist nicht nur edlen Motiven geschuldet, sondern letztlich immer auch bestimmten Interessen verpflichtet. Für wie realistisch halten Sie eine europäische oder weltweite Abrüstung? Ist eine Welt ohne Gewalt greifbar nahe?

Es gibt sicher keine Alternative zur Abrüstung. Der Krieg hat sich angesichts der politischen Entwicklung als eine Form des Umgangs von Menschen miteinander endgültig überlebt. Ich könnte Ihnen als Historiker jetzt lange Geschichten erzählen, wie dieses Denken sich schon im Mittelalter herauszubilden begann ... Es gehört zum Wesen des Menschen als politisch vernünftig Handelnder, daß die Auseinandersetzung mit Waffen ersetzt wird durch den rechtlichen Diskurs. Eine Tendenz, die die Geschichte schon seit Jahrhunderten kennt. Das dritte Jahrtausend wird zeigen, daß man im globalen Maßstab dazu übergehen muß, den Streit, die Interessengegensätze, die es unter Menschen immer wieder geben wird, nicht durch Waffen, sondern durch den Diskurs, also sprachlich, mit der Sprache des Rechtes auszutragen.
Es wird dennoch Waffenträger geben müssen, wie es Polizei gibt, die für Sicherheit sorgen, wenn es zu plötzlichen Ausbrüchen von Gewalt kommt. Auch an Grenzen und zwischen den Ländern muß es eine bestimmte Ordnung geben. All das ist aber so möglich, wie es die UNO-Charta vorsieht, die Gewaltgebrauch nur noch im Interesse aller als sinnvoll anerkennt.

Liegt in einer übertriebenen Harmonisierung der Beziehungen zwischen den militärischen Blöcken nicht auch die Gefahr einer neuen Illusion, die Politik nur noch aus Vernunftsgründen zu erklären sucht?

Die Gefahr, daß Politik jemals zu vernünftig gemacht werde, vermag ich nicht zu sehen. Dann schon eher das Gegenteil. Im übrigen gehöre ich zu den Leuten – man mag sie Aufklärer oder Rationalisten nennen –, die der Meinung sind, es kann nie vernünftig genug auf der Welt zugehen, weil für Unvernunft reichlich gesorgt ist. Worauf Sie anspielen, ist aber wohl dieses, daß man sich in der Politik keinen Illusionen hingeben sollte. Das wäre freilich gefährlich. Man kann Politik nur Schritt für Schritt verwirklichen. Aber wir müssen diese Schritte auch klar als Ziele formulieren. Man muß es zunächst einmal ehrlich sagen, daß NATO und Warschauer Pakt aufgelöst werden müssen. Verschwommene Formeln von einer Umgestaltung der NATO oder der Mitgliedschaft Deutschlands in ihr helfen hier nur wenig. Darauf kann ich mit Herrn Egon Bahr nur antworten, daß all dies Vorschläge sind, die sich allein dadurch unterscheiden, daß sie unterschiedlich komisch sind.

Halten Sie NATO und Warschauer Pakt für gleichermaßen lernfähig in Richtung realer Abrüstung?

Es ist heute eine große Asymmetrie eingetreten. Während die NATO einen wirklichen Konsens der Partner erreichte, war der Warschauer Pakt ein Instrument der sowjetischen Hegemonie über die osteuropäischen Staaten. Damit hängen auch die jetzigen Auflösungserscheinungen zusammen. Zugleich ergibt sich daraus eine sehr gefährliche Situation. Es gibt Politiker, die ich mehr in Westeuropa sehe als in den USA, die jetzt so tun, als habe 45 Jahre nach dem zweiten Weltkrieg die Sowjetunion den Krieg erst richtig verloren. Ich halte das für ganz gefährlich. Zweitens gibt es Leute, die die Sowjetunion aus dem künftigen Europa auszugrenzen gedenken. Auch das halte ich für eine katastrophale Einstellung. Ich bin deshalb sehr froh, aus Washington immer wieder Töne zu hören, die auf diese Gefahren hinweisen. Es wird eines sehr feinen Fingerspitzengefühls bedürfen, um Lösungen zu finden, die aus dieser Asymmetrie herausführen.

Für viele ist eine entmilitarisierte DDR eine schöne Vision. Halten Sie eine solche Entwicklung ebenfalls für sinnvoll? Oder könnte eine völlig entmilitarisierte Zone im Herzen Europas nicht auch neues Blockdenken konservieren?

Ich habe meine Schwierigkeiten mit dem Begriff der Neutralisierung, den Hans Modrow wieder in die Debatte geworfen hat. Die beiden deutschen Staaten und auch ein vereintes Deutschland existieren nicht im luftleeren Raum. Nicht ohne Grund ist es 1815 bei der Entstehung des damaligen deutschen

Bundes so gewesen, daß Garantiemächte aufgetreten sind: England, Rußland und Österreich. Wir sind jetzt, am Ende des 20. Jahrhunderts, in einer ganz ähnlichen Situation. Wenn heute ein neues, großes politisches Gebilde aus den beiden deutschen Staaten entsteht, dann kann das nur ein Gebilde sein, welches sowohl Rücksicht nimmt auf die Sicherheitsinteressen seiner Nachbarn als auch den Betroffenen ein gewisses Mitspracherecht hinsichtlich der Ausgestaltung der notwendigen Sicherheitsgarantien einräumt. Das heißt, es wird bei uns auch künftig noch Militär geben müssen. Bis auf weiteres. Inwiefern die Deutschen daran beteiligt sind, muß sich aus den Verhandlungen selbst ergeben. Ich wünsche mir, wenn das geschehen sollte, daß die deutschen Kontingente an der untersten möglichen Grenze liegen. Auch eingedenk der Tatsache, daß wir 1945 mit der Überzeugung der Antihitlerkoalition angefangen haben, die Deutschen völlig zu entmilitarisieren; freilich unter der Voraussetzung, daß die vier Siegermächte ihre Truppen hier haben.

Was wäre so eine untere notwendige Grenze?

Ich will mich da auf keine Zahlen festlegen, ich bin kein Militärspezialist und möchte keine dilettantische Antwort geben. Ich kann nur sagen, daß sie mindestens folgendes gewährleisten müssen: Die innere Sicherheit. Dafür sollten bewaffnete Polizeikräfte verantwortlich gemacht werden. Dann brauchen wir eine gewisse Grenzsicherung sowie ein Truppenkontingent, das bestimmte Beobachtungs- und Sicherungsfunktionen ausübt. Ich gehe davon aus, daß Letzteres der UNO unterstellt ist und daß die notwendigen Zahlen nur von Experten taxiert werden sollten.

Was halten Sie von einer Berufs- oder Freiwilligenarmee in diesem Lande?

Eine solche Entwicklung halte ich durchaus für möglich.

Paßt das mit allgemeiner und totaler Abrüstung zusammen? Es gibt auch ernstzunehmende Stimmen, die besagen, daß sich eine Berufsarmee schwerer reduzieren ließe als ein Wehrpflichtigenheer.

Da gilt das gleiche wie in anderen Bereichen der Gesellschaft auch. Wenn die Zustände es erfordern, dann muß man halt Arbeitsplätze streichen. Da kann die Armee keine Ausnahme machen. Auf der anderen Seite können wir uns wahrscheinlich auch der Erwägung nicht verschließen, allein schon aus Kostengründen, daß wir uns eventuell an den bewaffneten Kontingenten selbst zu beteiligen haben. Aber wie das genau zu machen ist, darüber wird man wohl noch einige Zeit nachdenken müssen.

Über die Entwicklung der NVA gibt es heute viele, auch sehr kontroverse Diskussionen. Wie schätzen Sie den Abrüstungswillen der DDR-Militärs ein?

Da kann ich keine pessimistischen Einschätzungen vortragen. Ich kenne das militärpolitische Konzept, das nach dem Runden Tisch vorgelegt worden ist. Das war eine durchaus diskutable Grundlage. Es gab damals Meinungsverschiedenheiten über die politische Aktivität von Soldaten. Aber auf das Ganze gesehen, fanden wir, daß sich hier wirklich neues militärpolitisches Denken niedergeschlagen hat. Deshalb halte ich die NVA nicht für das Haupthindernis bei der Durchsetzung von neuem sicherheitspolitischen Denken. Das ist überhaupt nicht der Fall.

Lange Zeit wurden hierzulande SED, Politik, Staat und Armee als eins gedacht. Heute werden von den Militärs Überparteilichkeit und Loyalität gefordert. Geht das eigentlich von heute auf morgen?

Nein, von heute auf morgen natürlich nicht. Aber als Prozeß gedacht, muß es gehen. Es ist in meinen Augen einer der größten Schäden des politischen System des „Sozialismus“ gewesen, daß man beim Armeedienst von einem Klassenauftrag gesprochen hat. Eine ganz absurde Konstruktion, die im Endeffekt meines Erachtens sogar demoralisierend gewirkt hat. Man soll aber auch nicht vergessen, daß die Armee sich geweigert hat, sich als Machtinstrument der Unterdrükkung gegen die Bürgerbewegungen gebrauchen zu lassen. Das ist ein erster Schritt in die Richtung gewesen, in die man gehen muß. Wenn man denn von Armeen sprechen will, sind sie Teile der Exekutive des Staates. Und dann ist es ganz klar, daß sie niemals ein Werkzeug in der Hand einer einzelnen Partei sein können. Auch nicht nur einer gerade regierenden Koalition.

Wie stellen Sie sich eine demokraktische parlamentarische Kontrolle der Armee vor, die künftig jeden Machtmißbrauch unmöglich macht?

Ich glaube, hierzu gibt der Artikel 65 des Verfassungsentwurfes des Runden Tisches ganz brauchbare Anregungen. Vielleicht sollte dieser Artikel auch die Bestellung eines Wehrbeauftragten vorsehen. Klar aber ist, daß wir auch hier unbedingt eine parlamentarische Kontrolle brauchen.

Welcher Name sagt Ihnen mehr zu, Bundeswehr oder Volksarmee?

Da würde ich schon Bundeswehr bevorzugen. Aber darüber befinde ich mich noch im Nachdenken ... Wenn wir im Ergebnis der Vereinigung der deutschen Staaten so etwas bekommen wie einen Bund der deutschen Länder, scheint es überlegenswert, ob nicht auch die bewaffneten Organe auf Landesebene organisiert werden sollten. Wozu brauchen wir dann noch ein Bundesheer. Das kommt mir so vor, als ob man, wie im 19. Jahrhundert, Bundesexekutionen gegen einzelne Länder ausführen wollte.

Würde das aber nicht auch den Nachteil einer enormen Aufblähung des militärischen Verwaltungsapparates mit sich bringen?

Darüber könnte man verschiedener Meinung sein. Wenn wir ein Bundesheer haben, brauchen wir ja auch bestimmte Länderbehörden. Ob der Unterschied im Endeffekt so riesengroß ist, wie Sie befürchten, weiß ich nicht. Das scheint mir aber keineswegs von vornherein sicher.

Sie denken dabei auch an das Sicherheitskonzept der Schweiz?

Jaja, durchaus.

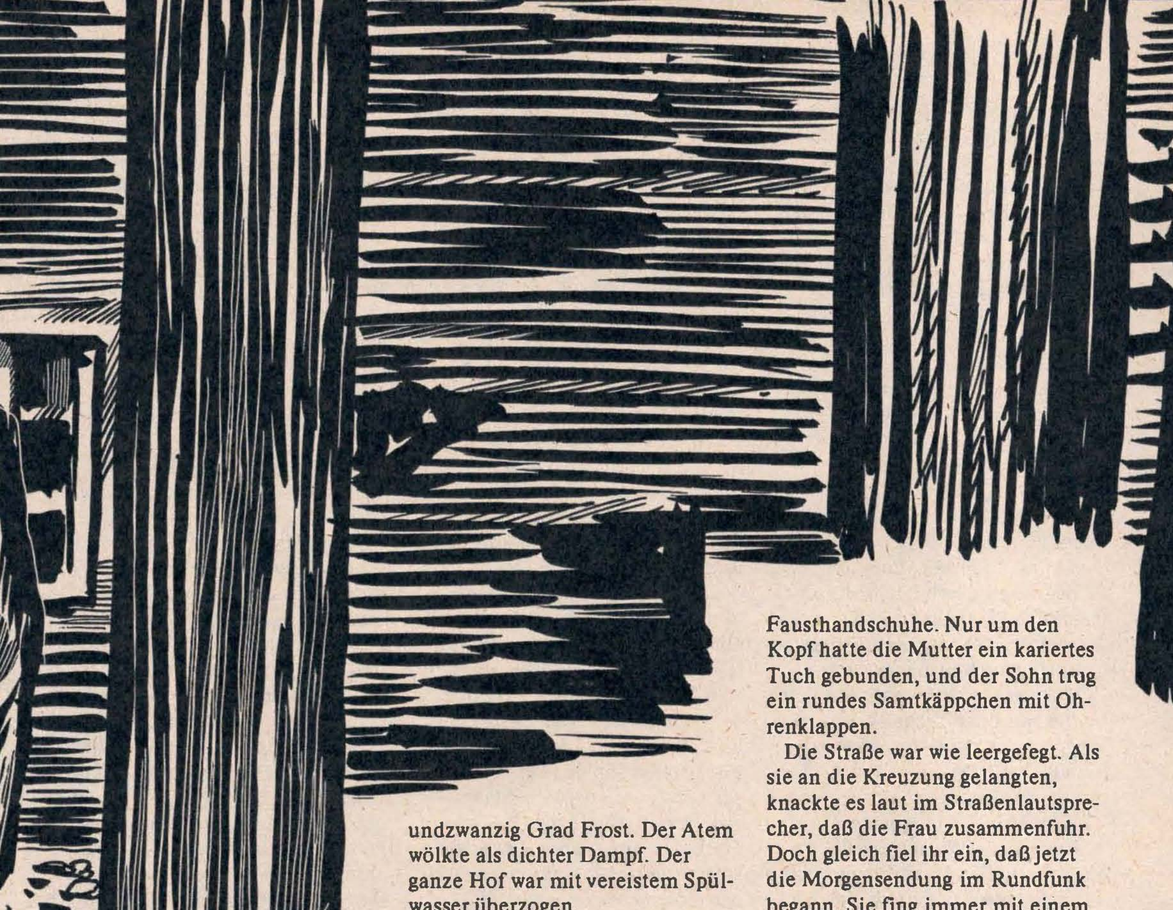
Vielen Dank für das Gespräch.
(8. Mai 1990)



Valentin P. Katajew

Das Vaterunser

Eine Erzählung aus dem im zweiten Weltkrieg von den Deutschen und ihren rumänischen Verbündeten besetzten Odessa



„Ich bin müde. Ich friere."

„Herrgott! Ich bin auch müde. Zieh dich an! Und hör auf zu quengeln. Jetzt reicht's. Bind den Schal um! Setz die Mütze auf! Zieh die Filzstiefel an! Wo sind deine Handschuhe? Halt doch mal still! Zapple nicht so herum!"

Als der Junge angezogen war, nahm sie ihn an die Hand und ging mit ihm aus dem Haus. Der Junge war noch nicht ganz wach. Er war vier Jahre alt. Er fröstelte und taumelte beim Gehen. Es begann gerade zu dämmern. Über dem Hof hing blauer frostiger Nebel. Die Mutter band dem Jungen den Schal fester um den Hals, rückte den Kragen zurecht und küßte das verschlafene, widerstrebende Gesichtchen.

Die trockenen Ranken des wilden Weins, die an den Holzveranden mit den eingeschlagenen Fensterscheiben hingen, wirkten vom Reif wie gezuckert. Es herrschten fünfundzwanzig Grad Frost. Der Atem wölkte als dichter Dampf. Der ganze Hof war mit vereistem Spülwasser überzogen.

„Mama, wohin gehen wir?"

„Das habe ich dir schon gesagt: spazieren."

„Und warum nimmst du das Köfferchen mit?"

„Weil es sein muß. Sei still. Mach den Mund zu, du wirst dich noch erkälten. Du siehst ja, wie kalt es ist. Paß lieber auf deine Füße auf, sonst rutschst du noch aus."

Am Tor stand der Hauswart in einem langen Schafpelz mit weißer Schürze und einem kleinen Blechschild auf der Brust. Sie ging achtlos an ihm vorbei. Schweigend schloß er nach ihnen die Pforte und versperrte sie mit einem großen eisernen Riegel. Sie gingen die Straße entlang. Schnee lag nicht. Nur Eis und Reif, wohin man sah. Dort, wo es weder Eis noch Reif gab, lag glatter Stein oder Erde, fest und glatt wie Stein. Sie gingen unter den kahlen schwarzen Akazien, die im Frost federnd knarrten.

Mutter und Sohn waren fast gleich gekleidet. Sie trugen ziemlich gute Samtmäntel, beigefarbene Filzstiefel und bunte, wollene Fausthandschuhe. Nur um den Kopf hatte die Mutter ein kariertes Tuch gebunden, und der Sohn trug ein rundes Samtkäppchen mit Ohrenklappen.

Die Straße war wie leergefegt. Als sie an die Kreuzung gelangten, knackte es laut im Straßenlautsprecher, daß die Frau zusammenfuhr. Doch gleich fiel ihr ein, daß jetzt die Morgensendung im Rundfunk begann. Sie fing immer mit einem Hahnenschrei an. Der laute melodische Hahnenschrei erfüllte die ganze Straße. Er kündigte den Beginn eines neuen Tages an. Der Junge schaute zum Lautsprecher hoch.

„Mami, ist das ein Hahn?"

„Ja, mein Kind."

„Friert er dort oben nicht?"

„Nein. Er friert nicht. Zapple nicht so. Schau auf deine Füße."

Dann knackte und rumpelte es noch einmal im Schalltrichter, und ein zartes, engelreines Kinderstimmchen rief dreimal hintereinander: „Guten Morgen! Guten Morgen! Guten Morgen!" Danach sprach dieselbe Stimme langsam und eindringlich auf Rumänisch das Gebet: „Vater unser, der du bist im Himmel. Geheiligt werde dein Name, dein Reich komme, dein Wille geschehe, ..." An der Ecke wandte sich die Frau vom Wind ab; den Jungen hinter sich herziehend, rannte sie fast die Seitenstraße entlang, als fühlte sie sich von dieser allzu lauten und zarten Stimme verfolgt. Bald verstummte die Stimme.

Das Gebet war zu Ende. Der Wind pfiff vom Meer durch die vereisten Korridore der Häuser. Voraus brannte, von purpurnem Nebel umwallt, ein Feuer, an dem sich ein deutscher Streifenposten wärmte. Die Frau machte kehrt und schlug eine andere Richtung ein. Der Junge stapfte mit den kleinen beigefarbenen Filzstiefel neben ihr her. Seine Bäckchen waren rot wie Moosbeeren. Ein gefrorenes Tröpfchen hing an seiner Nase.

„Mama, spazieren wir schon?" fragte der Junge.

„Ja."

„So schnell spaziere ich aber nicht gern."

„Du mußt durchhalten."

Sie gingen durch einen Hof und kamen auf einer anderen Straße heraus. Die Sonne war schon aufgegangen. Durch blaue und grüne Wolken von Nebel und Reif schimmerte zart die rötliche Morgendämmerung. Sie war so kalt, daß es ihnen vom Schein die Kinnbacken zusammenzog wie von etwas Saurem im Mund. Auf der Straße zeigten sich einige Passanten. Sie gingen alle in dieselbe Richtung, und fast alle hatten Gepäck bei sich. Einige schoben ihre Habseligkeiten auf kleinen Karren vor sich her oder zogen vollbepackte Schlitten, deren Kufen auf dem nackten Straßenpflaster entlangscharrten.

An diesem Morgen schleppten sich aus allen Enden der Stadt wie ein Ameisenzug Menschen mit ihren Habseligkeiten langsam in eine Richtung. Es waren Juden, die ins Ghetto zogen. Das Ghetto lag in Peressyp, jenem öden, tiefergelegenen Teil der Stadt, wo in Höhe des Meeresspiegels ausgebrannte Öltanks standen, die an Zelte eines Wanderzirkus erinnerten. Man hatte einige schmutzige Wohnviertel mit zwei Reihen Stacheldraht umzäunt und nur einen Zugang freigelassen, wie bei einer Mausefalle. Die Juden zogen die nach Peressyp hinunterführenden Straßen entlang. Sie gingen unter Eisenbahnbrücken hindurch und schlitterten über vereiste Gehwege. Es gab auch alte Menschen unter ihnen, die nicht mehr laufen konnten, und Flecktyphuskranke. Sie wurden auf Bahren getragen. Einige fielen hin und blieben mit dem Rücken an eine Straßenlaterne gelehnt oder einen gußeisernen Eckpfeiler umklammernd, liegen. Niemand begleitete sie. Sie gingen allein, ohne Bewachung. Sie wußten auch so, wer zu Hause blieb, würde erschossen werden. Deshalb gingen sie von selbst. Wer einen Juden in der Wohnung verbarg, mußte auch mit der Todesstrafe rechnen. Für einen versteckten Juden wurden auf der Stelle ausnahmslos alle Wohnungsinsassen erschossen.

Aus der ganzen Stadt zogen Juden über abschüssige Böschungen und unter Eisenbahnbrücken hindurch mit Schubkarren und eingemummten Kindern an der Hand ins Ghetto. Wie die Ameisen gingen sie hintereinander zwischen den rauhreifbedeckten Häusern und Bäumen, vorbei an verriegelten Türen und Toren, vorbei an rauchenden Feuerstellen, an denen sich deutsche und rumänische Soldaten wärmten. Die Soldaten beachteten die Juden nicht, sie wärmten sich, stampften mit den Stiefeln und rieben sich mit den Fausthandschuhen die Ohren.

Es herrschte eine entsetzliche Kälte. Selbst für eine nördliche Stadt war der Frost streng, doch für Odessa war er ungeheuerlich. Solche Fröste kommen in Odessa einmal in dreißig Jahren vor. Schwach schimmerte der kleine Sonnenball durch die dichten blauen und grünen Dunstschwaden. Auf dem Straßenpflaster lagen erstarrte Spatzen, im Flug erfroren. Das Meer war fast bis zum Horizont zugefroren und ganz weiß. Von dorther wehte der Wind.

Die Frau sah aus wie eine Russin. Auch der Junge sah aus wie ein Russe. Der Vater des Jungen war Russe. Doch das hatte nichts zu sagen. Die Mutter war Jüdin. Sie mußten ins Ghetto. Der Vater des Jungen war Offizier der Roten Armee. Die Frau hatte ihren Ausweis zerrissen und am Morgen in das vereiste Klosett geworfen. Sie verließ mit ihrem Sohn das Haus in der Absicht, so lange in der Stadt umherzulaufen, bis sich alles gelegt hatte. Sie wollte sich irgendwie durchschlagen. Ins Ghetto zu gehen war Wahnsinn. Das bedeutete den sicheren Tod. Und so ging sie mit dem Jungen ziellos durch die Stadt, stets darauf bedacht, die belebtesten Straßen zu meiden. Zuerst verhielt sich der Junge still; er dachte, sie gingen spazieren. Doch bald begann er erneut zu quengeln.

„Mama, warum laufen wir die ganze Zeit herum?"

„Wir gehen spazieren."

„So schnell spaziert kein Mensch. Ich bin müde."

„Halt durch, mein Kleiner. Ich bin auch müde. Aber ich quengele nicht."

Sie merkte, daß sie tatsächlich zu schnell ging, daß sie beinahe rannte, als würde sie verfolgt. Sie zwang sich, langsamer zu gehen. Der Junge schaute seine Mutter an und erkante sie nicht wieder. Mit Schrecken sah er ihren geschwollenen, zerbissenen Mund, die frostgraue Strähne, die unschön unter dem Kopftuch hervorhing, und die unbeweglichen glasigen Augen mit den starren Pupillen. Solche Augen hatte er bei Spielzeugtieren schon einmal gesehen. Die Frau schaute ihren Sohn an und sah ihn nicht. Sie hielt den Jungen fest am Händchen, zog ihn hinter sich her. Er bekam Angst und begann zu weinen.

„Ich will nach Hause. Ich muß pullern."

Sie führte ihn schnell hinter eine mit deutschen Befehlen beklebte Plakatsäule. Während sie dem Jungen an dieser windgeschützten Stelle das Höschen auf- und zuknöpfte, weinte er immer noch zitternd vor Kälte. Später, als sie weitergingen, klagte er über Hunger. Sie führte ihn in eine Milchstube. Dort saßen jedoch zwei rumänische Polizisten in weiten Pelzmänteln mit Hundefellkragen beim Frühstück, und da sie keine Dokumente besaß und befürchten mußte, verhaftet und ins Ghetto geschickt zu werden, tat sie, als wäre sie aus Versehen in ein falsches Geschäft geraten. Sie entschuldigte sich und schlug die Tür mit der Glocke schnell wieder zu. Verständnislos rannte der Junge hinterher und weinte. Die zweite Milchstube war leer. Erleichtert traten sie über die Schwelle, an der ein Hufeisen befe-

stigt war. Hier kaufte sie dem Jungen eine Flasche Kefir und einen Kringel. Während der eingemummte Junge auf dem hochlehnigen Stuhl saß, seinen Kefir trank, den er so liebte, und den Kringel dazu aß, überlegte sie fieberhaft, wie es weitergehen sollte. Doch ihr fiel nichts Rechtes ein. In der Milchstube brannte ein Kanonenöfchen, und sie konnten sich aufwärmen. Die Frau fühlte sich von der Inhaberin allzu aufmerksam beobachtet und bezahlte daher hastig. Die Inhaberin schaute unruhig zum Fenster und bot der Frau an, noch ein Weilchen neben dem Ofen sitzen zu bleiben. Der Ofen war glühend heiß und sprühte Funken. Die Hitze hatte den Jungen schläfrig gemacht. Ihm fielen die Äuglein zu. Aber die Frau hatte es plötzlich eilig. Sie bedankte sich bei der Inhaberin und sagte, sie sei in Eile. Dennoch hatten sie fast eine Stunde hier gesessen. Der müde, gesättigte Junge konnte sich kaum auf den Beinen halten. Die Mutter schüttelte ihn an den Ärmchen, rückte ihm den Kragen zurecht und schob ihn sanft zur Tür. Er stolperte über das auf der Schwelle befestigte Hufeisen. Der Junge gab ihr sein Händchen, und sie führte ihn wieder durch die Straßen. Hier wuchsen alte Platanen. Die beiden gingen an den Platanen mit der gefleckten, zarten, reifbedeckten Rinde vorbei.

„Ich bin müde", sagte der Junge, gegen den eisigen Wind blinzelnd.

Die Mutter tat, als hätte sie nichts gehört. Sie wußte, ihre Lage war aussichtslos. Sie hatte kaum Bekannte in der Stadt. Zwei Monate vor Kriegsausbruch war sie hierher gekommen und dageblieben. Sie war völlig allein.

„Meine Knie sind ganz kalt", jammerte der Junge.

Sie nahm ihn beiseite und rieb ihm die Knie. Darauf beruhigte er sich.

Plötzlich fiel ihr ein, daß sie doch eine bekannte Familie in der Stadt hatte. Sie hatten sich auf einer Schiffsreise von Noworossisk nach Odessa kennengelernt und sich danach mehrmals getroffen. Es waren die Pawlowskis, ein junges Ehepaar, er war Dozent an der Universität, sie hatte gerade die Ingenieurschule für Bauwesen beendet. Sie hieß Vera. Die beiden Frauen mochten sich sehr und schlossen schon auf dem Schiff Freundschaft. Ein- oder zweimal hatten sie sich gegenseitig besucht. Die Männer waren ebenfalls befreundet.

Einmal hatten sie sich sogar betrunken. Und einmal waren sie zu viert zum Fußballspiel Charkow gegen Odessa gegangen. Die Pawlowskis waren Odessaanhänger, während sie und ihr Mann für Charkow waren. Odessa hatte gewonnen. Mein Gott, was da in diesem riesigen neuen Stadion am Meer losbrach: Geschrei, Getobe, Prügeleien, daß der Staub nur so aufwirbelte. Damals hätte sie sich beinahe gestritten. Doch jetzt war es eine angenehme Erinnerung. Pawlowski befand sich nicht in der Stadt. Er war bei der Roten Armee. Vera war hiergeblieben, sie hatte es nicht mehr geschafft, sich evakuieren zu lassen. Neulich hatte sie Vera auf dem Alexandrowmarkt gesehen, sie hatten sogar kurz miteinander gesprochen. Es war nicht ungefährlich, sich längere Zeit auf dem Markt aufzuhalten. Die Deutschen veranstalteten fast jeden Tag Razzien. Die beiden Frauen hatten sich kaum fünf Minuten unterhalten. Seitdem waren sie nicht mehr zusammengetroffen. Doch Vera war wahrscheinlich in der Stadt. Wohin hätte sie auch gehen sollen. Die Pawlowskis waren Russen. Sie könnte versuchen, bei Vera abzuwarten. Schlimmstenfalls könnte sie den Jungen bei ihr lassen. Die Pawlowskis wohnten ziemlich weit, in der Pirogowskaja, Ecke Französischer Boulevard. Die Frau kehrte um.

„Mama, wohin gehen wir? Nach Hause?"

„Nein, mein Kind, wir gehen zu Besuch."

„Und zu wem?"

„Erinnerst du dich an Tante Vera Pawlowskaja? Wir gehen zu ihr."

„Fein", sagte der Junge und beruhigte sich. Er ging gern zu Besuch und wurde fröhlicher.

Sie gingen über die Stroganow-Brücke, die eine zum Hafen führende Straße, den Quarantänestieg, überspannte. Unten standen eintönige rechteckige Sandsteinhäuser. Einige von ihnen waren nur noch Schutthaufen, andere waren abgebrannt. Am Ende des Stieges zeichneten sich die Rundbögen einer weiteren Brücke ab. Durch die Bögen sah man die kantigen Hafenruinen. Hinter den abgebrannten und eingestürzten Dächern lag das weiße, fast bis zum Horizont zugefrorene Meer. Unmittelbar am Horizont blaute ein Streifen offene See. Mitten im Eis, rund um die weißen Ruinen des berühmten Leuchtturms von Odessa, lagen mehrere bleigrau gestrichene rumänische Frachter fest. Weit in der Ferne, links auf dem Berg, schimmerte durch die rosafarbenen und zartblauen Nebelschwaden über der Stadt die blaue, muschelförmige Kuppel des Stadttheaters. Das Geländer der Stroganow-Brücke bestand aus einer langen Reihe hoher eiserner, tiefschwarzer Lanzen. Vom Quarantänestieg kamen die Leute mit Eimern herauf. Das Wasser schwappte aus den Eimern und gefror auf dem Pflaster. Es glitzerte wie Glas im trüben Licht der rötlichen Sonne. All das sah wunderschön aus. Jedenfalls könnten sie eine Weile bei der Pawlowskaja bleiben, alles weitere würde sich finden.

Sie gingen sehr lange. Der Junge war müde, quengelte aber nicht. Er schritt mit seinen beigefarbenen Filzstiefelchen munter aus, konnte mit der Mutter aber kaum Schritt halten. Er wollte so schnell wie möglich am Ziel sein. Unterwegs rieb ihm seine Mutter mehrmals die blaßgewordenen Bäckchen. Neben dem Haus der Pawlowskis brannte auf dem Bürgersteig ein Feuer, an dem sich Soldaten wärmten. Es war ein großes Gebäude mit mehreren Häuserblocks. Das Tor war mit einer Kette versperrt. Hier war eine Razzia im Gange. Von allen Aus- und Eingehenden wurden die Ausweise überprüft. Die Frau ging am Tor vorbei, als wäre sie in Eile. Niemand beachtete sie. Der Junge fing wieder an zu quengeln. Da nahm sie ihn auf den Arm und lief schnell über die blauen Steinplatten des Gehweges. Der Junge beruhigte

sich. Die Frau irrte von neuem durch die Stadt. Sie hatte das Gefühl, sie kreuze allzu oft an denselben Stellen auf, und befürchtete, man könnte auf sie aufmerksam werden. Da kam ihr die Idee, einige Stunden im Kino zu verbringen. Die Vorstellungen begannen zeitig, denn nach acht Uhr war es bei Todesstrafe verboten, sich auf der Straße zu zeigen.

Ihr war übel und schwindlig in dem stickigen und stinkenden Saal voller Soldaten und Dirnen, die ebenso wie sie vor der Kälte hierher geflüchtet waren. Im Kino war es wenigstens warm, und man konnte sitzen. Sie lockerte dem Jungen den Schal am Hals; der Kleine umklammerte mit seinen Händchen ihren Oberarm und schlief im Nu ein. Sie blieb zwei Vorstellungen hintereinander sitzen und begriff nur schwer, was sich auf der Leinwand abspielte. Wahrscheinlich war es eine Kriegswochenschau und danach ein Lustspielfilm oder etwas in der Art. Sie konnte der Handlung nicht folgen. Alles ging durcheinander.

Bald erschien auf der Leinwand der blonde Lockenkopf eines hübschen Mädchens, das seine Wange an die flache Brust eines großen Mannes schmiegte, und sie sangen mit musikalischer Begleitung zweistimmig ein Lied; bald stieg das Mädchen in ein niedriges Sportauto; mal schossen mit blechernem Getöse schwarze Explosionsfontänen empor – eins, zwei, drei, vier hintereinander –, als zerfetzte jemand in einem Ruck ein Dachblech in lange Streifen – eins, zwei, drei, vier Streifen-, oder als prasselten schwarze Erdklumpen wie Hagelkörner auf eine Blechtrommel nieder; dann wieder krochen über die von Granateinschlägen aufgepflügte Erde rasselnd und schwankend Panzer mit schwarzen Kreuzen und spieen aus langen Kanonen noch längere Feuerzungen und wirbelnde weiße Rauchfahnen.

Ein deutscher Soldat mit besohlten Filzstiefeln und einer russischen Pelzmütze mit Ohrenklappen lümmelte sich mit seinem ganzen Gewicht an die Schulter der Frau und kitzelte den Jungen mit dem schmutzigen Daumen am Hals, um ihn aufzuwecken. Er roch nach Knoblauch und billigem Branntwein. Er lachte die ganze Zeit über freundlich und wiederholte unentwegt und ohne jeden Sinn: „Nicht schlafen, Bubi, nicht schlafen, Bubi."

Der Junge wachte nicht auf, er warf nur den Kopf hin und her und wimmerte im Schlaf. Da legte der Deutsche der Frau seinen schweren Kopf auf die Schulter, umfaßte sie mit einer Hand und tätschelte mit der anderen das Gesicht des Jungen. Die Frau schwieg aus Furcht, den Soldaten zu verärgern. Sie hatte Angst, er könnte ihren Ausweis verlangen. Der Deutsche roch außerdem nach Räucherfisch. Der Frau wurde übel. Sie gab sich die größte Mühe, nicht aufzubrausen und kein Aufsehen zu erregen. Sie redete sich gut zu, ruhig zu bleiben. Schließlich tat der Deutsche nichts besonderes Schlimmes, er war nur ein Flegel, sonst durchaus anständig. Er war zu ertragen. Übrigens schlief er an der reglos sitzenden Frau bald ein. Gut, daß er schlief.

Das Mädchen mit den hellblonden Ringellöckchen lief wieder über die Leinwand, und mit ihr bewegte sich ein langes Bündel weißer und schwarzer Strahlen durch den ganzen Saal. Und wieder flogen mit eisernem Krachen schwarze Fontänen in die Luft, Panzer rollten, deutsche Bataillone marschierten durch den Wüstensand, und auf dem Eiffelturm wurde eine riesige Hakenkreuzfahne gehißt; und Hitler mit der spitzen Nase und dem weibischen Kinn streckte den Hintern heraus, rollte mit den Augen und bellte von der Leinwand, wobei er den Mund so schnell aufriß und wieder zuklappte, daß der Ton immer mit etwas Verspätung zu hören war.

Die Soldaten betatschten die Dirnen im Dunkeln, daß diese laut loskreischten. Der Saal war überhitzt und stickig. Es roch nach Knoblauch, Räuchermakrele und billigem Branntwein, nach Aspirin und dem rumänischen Parfüm „Chat noir". Dennoch war es hier besser als draußen in der Kälte. Die Frau erholte sich ein wenig, und der Junge schlief sich aus. Aber dann ging die letzte Vorstellung zu Ende, und sie mußten wieder hinaus auf die Straße. Sie nahm den Jungen an die Hand und ging mit ihm davon.

In der Stadt war es stockdunkel. Manchmal klangen von irgendwoher vereinzelte Schüsse. Streifen patrouillierten durch die Stadt. Es war die neunte Stunde. Die Frau nahm das vom Schlaf schwergewordene Kind auf den Arm und lief, so schnell sie die Füße trugen. Allein der Gedanke, sie könnte von einer Streife angehalten werden, raubte ihr bald die Besinnung. Sie wählte die ödesten Gassen. Gespenstisch standen die reifbedeckten Platanen und Akazien längs der Straße. Die Stadt war trostlos und finster. Manchmal öffnete sich in der Dunkelheit eine Tür, und zusammen mit dem grellen Lichtschein, der unversehens die vor dem Eingang parkenden angefrorenen Autos beleuchtete, drang für einen Moment aus der Bodega leidenschaftliche, ergreifende Geigenmusik.

Wohlbehalten erreichte die Frau den Schewtschenkopark. Der riesige Kulturpark zog sich am Meer entlang. Hier war es dunkel und ruhig. Besonders ruhig war es unten am Hang über dem Meer, das fast bis zum Horizont zugefroren war. Stille lag über dem Meer, undurchdringlich wie eine Wand. Einige große Sterne blinkten im spielenden Licht über weißbereiften Zweigen und Bäumen, und über die Sterne glitt





der blaue Strahl des Scheinwerfers.

Die Frau bog in den breiten Asphaltweg ein. Linkerhand lag das Stadion, in dem sie das Spiel Odessa gegen Charkow gesehen hatten. Hinter den Trümmern des Stadions dehnte sich das Meer. In der Dunkelheit war es nicht zu sehen, doch man ahnte es an der Ruhe. Die Frau schöpfte Atem und ging nun langsamer die endlosen leeren Bankreihen des Stadions entlang. Da sah sie auf einer der Bänke jemanden sitzen. Klopfenden Herzens ging sie vorbei. Die schwarze Gestalt mit dem zurückgelehnten Kopf rührte sich nicht. Da bemerkte die Frau, daß der Mann zur Hälfte mit Reif bedeckt war, wie ein Baum. Über der schwarzen Kuppel des Observatoriums, die aus dem weißen Dunst der Parkanlage herausragte, funkelten die Sterne des Großen Bären wie geschliffenes Glas. Hier war es ruhig und in keiner Weise beängstigend. Vielleicht fand es die Frau auch nicht beängstigend, weil sie viel zu erschöpft war.

Am nächsten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, fuhren Lastautos durch die Stadt und sammelten die Leichen der über Nacht erfrorenen Menschen ein. Ein Lastwagen kam langsam den breiten Asphaltweg des Schewtschenkoparks entlang. Er hielt zweimal. Das erstemal an der Bank mit dem erfrorenen alten Mann. Das zweitemal an der Bank, auf der die Frau mit dem Jungen saß. Sie hielt ihr Kind an der Hand. Sie saßen nebeneinander und waren fast gleich gekleidet. Sie trugen ziemlich gute Samtmäntel, beigefarbene Filzstiefel und bunte, wollene Fausthandschuhe. Wie lebendig saßen sie da, nur ihre Gesichter, über Nacht mit Reif bewachsen, waren weiß und flaumig, und an ihren Wimpern hingen Reiffransen.

Als sie von den Soldaten angehoben wurden, behielten sie ihre sitzende Haltung. Die Soldaten holten Schwung und warfen die Frau mit den angewinkelten Beinen auf das Auto. Sie fiel wie ein Stück Holz auf den alten Mann. Dann holten die Soldaten wieder Schwung und warfen den Jungen mit den angewinkelten Beinen hinauf. Er fiel wie ein Stück Holz auf die Frau und prallte leicht ab.

Als der Lastwagen anfuhr, krähte ein Hahn im Lautsprecher und kündigte den Beginn eines neuen Tages an. Dann rief das zarte, engelreine Kinderstimmchen: „Guten Morgen! Guten Morgen! Guten Morgen!“

Danach sprach dieselbe Stimme langsam und eindringlich auf Rumänisch das Gebet: „Vater unser, der du bist im Himmel! Geheiligt werde dein Name, dein Reich komme ...“

Die leicht gekürzte Erzählung übersetzte aus dem Russischen Irene Strobel.

Illustration: Erhard Schreier

Heinz Behling
Selbstbildnis mit Stern
Federzeichnung, 1990

„... und unsere Oktoberrevolution hatten wir bereits 1848“
Federzeichnung, 1984/85

„Was will uns der Künstler mit seinem Bild sagen? Überhaupt nichts will er mit seinem Bild sagen. Wenn er was sagen will, macht er wie jeder normale Mensch den Mund auf und sagt's.“ So karikierte Heinz Behling 1982 die Kunstkritiker in der Eigenrezension einer Collage. Und so, wie er seine Ideen auf den Punkt bringt, formuliert er seine Bildunterschriften und so zeichnet er, klar, unmißverständlich, nicht ohne Hintergründiges. So war er auch keineswegs vor dem November 1989 jedem genehm. Ein Selbstporträt von 1987 zeigt ihn so, „wie ihn die großen Zampanos am liebsten sehen: von hinten.“ (Behling) Während seine Kollegen Pressezeichner und Karikaturisten sich im Jahr des Berlin-Jubiläums zumeist als Blumenfrau, Wurstmaxe, Nante, Harfenjule oder als andere liebenswerte Berliner Typen sahen, zeichnete Heinz Behling sich als Anstreicher mit Farbtopf und Pinsel, der nach getaner Arbeit still von dannen zieht.

Die Zeichnung von der „Oktoberrevolution“ entstand übrigens schon vor ca. fünf Jahren, als nämlich zwei Akademien unseres Landes – die der Pädagogischen Wissenschaften und die für Gesellschaftswissenschaften – ziemlich zeitgleich entdeckten, daß die Perestroika in der DDR bereits mit dem VIII. Parteitag der SED eingeleitet wurde und nun nicht mehr nötig sei. Kritische Stimmen von der Behlingschen Art aber waren dazu verurteilt, keine Chance zu haben, gehört zu werden. Die Tragik auch dieser Zeichnung liegt darin, daß sie zwar für die Presse entstanden ist, aber nie gedruckt wurde.

Das Berlin-Jubiläum brachte übrigens Heinz Behlings allseitige künstlerische Begabung an die Öffentlichkeit. Sein schauspielerisches Talent zeigte er als Heinrich Zille an der Seite von Maria Mallé in dem Fernsehfilm über Claire Waldoff. Einen besseren Zille kann ich mir kaum vorstellen, auch wenn Kurt Noltze eine große Vorgabe gemacht hat. Daß Heinz Behling gern singt und die „Sektionalhymne“ der Karikaturisten initiiert und ihr zum Erfolg verholfen hat, ist unter Kollegen längst bekannt. Aber daß von ihm eines der für mich schönsten Berlin-Lieder zum Jubiläum gesungen wurde, ist leider kaum zur Kenntnis genommen worden. Der Rundfunk hat diese nicht spektakuläre, stille Liebeserklärung nur selten ausgestrahlt. Das Lied ist nicht nur gut, weil Heinz Behling am Text mit „rumgefummelt“ hat, es ist gut, weil er es wirklich mit Herz und Liebe singt. Wenn er auch bescheiden ist und sich nie in den Vordergrund drängelt, war er doch nie still gewesen, nicht als Mitglied der SED, der der lupenreine „auf dem Prenzlauer Berg“ 1920 Geborene 1948 beitrat und auch jetzt nicht als Mitglied der PDS, die endlich begonnen hat, seine Fähigkeiten auch für sich zu nutzen. Im Wahlkampf zur Volkskammer entstand das „Selbstbildnis mit Stern“. Als ich die Zeitung, in der es abgebildet war, aufschlug, bekam ich im ersten Augenblick einen Schreck. Sind wir schon wieder so weit, dachte ich, daß Andersdenkende und Andersglaubende gekennzeichnet werden? Aber sofort schlug der Eindruck um in die Erkenntnis: da ist einer, der bekennt sich selbstbewußt und in aller Öffentlichkeit zu seiner Gesinnung und steht dafür ein, in aufrechtem Gang und in Würde. Von vielen Augen wird er, der Künstler und Sozialist, beobachtet, mißtrauisch, aufmerksam, anerkennend. Als ich ihn fragte, ob er als sozialkritischer Zeichner von Zuständen in der DDR nicht auch das allseits wachsame Auge gemeint habe, das sicherlich auch ihn gesehen und beobachtet hat, grinste er nur kommentarlos, und in seinen Augen blitzte es lustig. Aber daß es in Perspektive vielleicht wieder zu einem Verbot der Roten kommen könnte, wie bereits von einigen Politikern lauthals verkündet, glaubt er nicht. Dafür sei die Linke zu stark. Heinz Behling wird sich und seine künstlerischen Fähigkeiten immer wieder in diese Bewegung einbringen, auch wenn er „nun schon in Rente“ ist.

Text: Dr. Sabine Längert

„---und unsere Oktoberrevolution hatten wir bereits 1848."



Marion steht unter der Rotbuche. Sie geht donnerstags zum Friedhof. Donnerstags kommt die Witwe nie.

Trotzdem beobachtet Marion das Grab jedesmal eine Weile, ehe sie zu ihm tritt.

Sie lehnt mit der rechten Schulter am Stamm und fühlt die Bewegung des Baumes wie sein Atmen.

Das Warten ist Übergang. Marion gewöhnt ihre Sinne an die Umgebung des Todes, an das Gefühl von Unausweichbarkeit, das die Stille gibt.

Marion geht zum Grab. Harald Schmitter liebte Alpenveilchen. Vom September bis weit ins Frühjahr hinein blühten welche zwischen den Doppelfenstern seines Arbeitszimmers, auf einem Blumenständer und am Schreibtischrand.

Marion bückt sich und legt ein Alpenveilchen auf den kurzen Grabhügel. Sie gibt Schmitter zurück, was er ihr am Ende jeder Beratung in seinem Zimmer und immer mit den gleichen Worten gegeben hatte. Er hatte mit einer winzigen Schere eine rote Blüte abgeschnitten, vor Marion hingelegt und lächelnd gesagt: „Für die Kampfreserve." Marion hatte die Blüte jedesmal an die FDJ-Bluse gesteckt und dort gelassen, bis sie schlaff geworden war.

Marion blickt auf den rostroten Stein, auf die geraden schwarzen Buchstaben, die Namen und Lebensdaten mitteilen.

Am achtundzwanzigsten Oktober '89, sechs Jahre ist es her, demonstrierte sie. So viele Menschen hatte die alte Kreisstadt vorher nie auf den Straßen gehabt. Aus vielen Orten des Kreises waren sie gekommen. Auch Marion sprach, forderte und forderte auf, für eine neue FDJ zu denken und zu handeln und sich



frei zu machen von der Macht der Schmitters.

Nach der Kundgebung gingen sie nicht auseinander. Vorüber am Gebäude des Rates und an der SED-Kreisleitung marschierten sie bis zu Schmitters Haus. Marion ging in der ersten Reihe. Am Zaun zum Grundstück blieben sie stehen. Marion kannte das Haus genau. Manchmal hatte Schmitter mit dem Sekretariat der Kreisleitung zu Hause beraten, hatte das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden. Seine Frau kochte meisterlich. Gegrilltes gab es, Asiatisches, Punsch am Kamin und für den, der wollte, zum Abschluß Sauna.

Sie standen damals vorm Haus. Von hinten kam ein Ruf über die Menge, dem sich Marion anschloß.

„Abtreten! Abtreten!"

Dem folgte ein anderer.

„SED – das tut weh! SED – das tut weh!"

Plötzlich wurde die Haustür geöffnet. Langsam trugen zwei Männer einen Sarg heraus. Schmitters rundliche, mütterliche Frau, die vier Kinder geboren hatte, folgte ihnen. Sie gingen bis zur Hausecke, verschwanden hinter ihr. Marion verstummte. Der Ruf wich nach hinten zurück.

„SED – das tut weh!"

Je leister er wurde, um so ähnlicher klang er jenem, den Marion Anfang Oktober noch gerufen hatte: „FDJ – SED! FDJ – SED!"

Die Leute gingen auseinander. Marion sah Schmitters Frau zurückkommen und zur Haustür gehen, die Hände in den Taschen eines offenen Mantels. Sie blickte herüber, ohne daß eine Regung in ihrem Gesicht zu erkennen war. Als gäb's auf der Straße nichts zu sehen. Auch Marion nicht, die ein altschlaffes Gesicht sah. Frau Schmitter ging ins Haus. Zwischen den Doppelfenstern blühten üppig Alpenveilchen.

An jenem Tage war Marion böse auf Schmitter und sie blieb es eine ganze Weile. Schmitters Selbstmord war für sie Flucht, Angst vor der Verantwortung, Feigheit. Das behielt sie nicht für sich. Das sagte sie laut, manchmal sehr laut. Bis ihr

Lesen Sie bitte auf Seite 75 weiter

Was ist die schönste Jahreszeit? Natürlich – der Urlaub. Und was macht die kostbaren Tage zum Fest? Das Reisen! Mögen die Bundesbürger seit langem als Weltmeister im Reisen gelten – wir DDR-Leute haben wohl das Zeug dazu, Olympiasieger zu werden: Unser Nachholebedarf ist riesig, das Verlangen, endlich ein Stück von der Welt zu sehen, schier grenzenlos.
Aber – was kostet die Welt?
AR informierte sich bei Europas größtem Reiseunternehmen, der TUI (Touristik Union International GmbH & Co. KG), wie man sie wahr machen kann:

Reiseträume ****** Traumreisen





In seinem Büro Kurfürstendamm 110 in West-Berlin bin ich verabredet mit Peter-Otto Gelling. Er ist Verkaufsleiter im TUI-Servicenter Berlin, und er ist ein welterfahrener Tourismus-Fachmann. Gegenwärtig ist er weniger in der Karibik oder in Fernost unterwegs, sondern pendelt zwischen dem DDR-Reisebüro am Alexanderplatz und unserem Flughafen Schönefeld. Der Grund: Die TUI bietet ein attraktives Reiseprogramm für DDR-Bürger. Reiseziele sind Mallorca, die

Türkei, Tunesien und Singapur. Geflogen wird mit INTERFLUG, „der renommierten Fluggesellschaft, die für Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit und guten Service bekannt ist", wie es im Katalog heißt. Der Gast reist im Airbus 310 oder in der TU 134.

Frage an Herrn Gelling nach dem Zustandekommen dieser Zusammenarbeit:

Mit der INTERFLUG arbeitet TUI seit 1968 zusammen, also seit unserer Gründung. Westberliner konnten damals schon ab Schönefeld nach Tunesien, Bulgarien und Rumänien fliegen. Die gute Zusammenarbeit erlaubte es, die Programme von Jahr zu Jahr auszubauen. Als bekannt wurde, daß sich INTERFLUG mit drei Airbussen ausstattet, lag nahe, daß die TUI hier einsteigt. Wir haben aus unserem Gesamtangebot Zimmer- und Flugzeugplatzkontingente entnommen und ein Programm zusammengestellt, das zunächst mit achttausend Plätzen aufgelegt ist.





Gemessen an den zwei Millionen siebenhundertdreiundsechzigtausend Teilnehmern, die im vergangenen Geschäftsjahr mit der TUI reisten, nimmt sich der DDR-Start bescheiden aus. Wir sprachen uns Ende März. Wie lief da der Verkauf?

Gut. Etwa die Hälfte unseres Angebotes war gebucht.

Schauen wir uns die Preise an. Zwei Wochen Hotel in Santa Ponsa auf Mallorca kosteten damals pro Person 1 550,– Mark der DDR plus 650,– D-Mark plus 30,– D-Mark für Vollpension. Eine Woche Hotel in Singapur, hier nur mit Frühstück, kostete pro Nase 6 300,– Mark der DDR plus 624,– D-Mark. Haben DDR-Bürger vor der Währungsumstellung solche Luxus-Reisen gekauft?

Ja, natürlich. Wer bei Ihnen das Geld hatte, bislang nach Kuba oder Korea zu reisen, leistete sich nun auch dies. Falls es ein Trost sein kann: Auch bei uns vermag längst nicht jedermann derartigen Urlaubsluxus zu bezahlen.

Viele Ihrer Angebote enthalten als Verpflegung Frühstück oder Halbpension, also Frühstück und eine Mahlzeit. Wer so reist, muß zusätzlich Geld in der Tasche haben, um zu essen, zu trinken, für ein Eis, ein Glas Wein. Wieviel D-Mark muß er über die puren Reisekosten hinaus einplanen?

Das ist ganz unterschiedlich. Ich nenne Ihnen einige Preise zum Vergleich, gemeint immer in D-Mark. Im Supermarkt auf Mallorca kostet ein Bier 1,20, hundert Gramm Wurst 1,60, 1 Kilo Brot 1,40, ein Liter Milch 1,60. In einem tunesischen Supermarkt bezahlen Sie für ein Bier 0,85, hundert Gramm Wurst 2,25, ein Kilo Brot 0,30, einen Liter Milch 0,70.

Wer sich das Reisegeld zusammengespart hat, muß also wissen, daß er nicht mit leerem Portemonnaie reisen darf, will er den Urlaub nicht mit leerem Magen verbringen. Wir waren gewöhnt, mit der Reise alles bezahlt zu haben, sämtliche Mahlzeiten, Ausflüge, touristische Extras.

Ich weiß, und darin unterscheiden sich westliche Pauschalreisen ganz wesentlich. Sie beinhalten immer die Flugkosten, den Transfer, also den Transport vom Flughafen zum Hotel, sowie die gebuchte Hotelunterkunft, das heißt, Übernachtung mit Frühstück beziehungsweise Halb- oder Vollpension. In allen Varianten ist kein einziges Getränk eingeschlossen. Das alles muß man wissen.

Wer das Glück hatte, bei uns eine der begehrten Auslandsreisen zu erstehen, und dies im Wortsinne, mußte in den sozialistischen Urlaubspara-



diesen die bittere Erfahrung machen, gegenüber westlichen Gästen als Tourist zweiter Klasse behandelt zu werden. Was erwartet den DDR-Kunden bei der TUI – ist er gleichgerechtigt?

Welch eine Frage – selbstverständlich. Der Gast aus der DDR fliegt in der gleichen Maschine, sitzt im gleichen Bus, wohnt im gleichen Hotel, genießt die gleichen Speisen, erfährt den gleichen Service wie die „Wessis“. Wir haben einen Slogan. Er heißt: „Sie haben es sich verdient. Urlaub mit der TUI.“ Die DDR-Bürger haben es sich weiß Gott verdient, endlich auch in die schönsten Urlaubsgegenden der Welt zu reisen. Es lohnt sich, dafür zu sparen; wir von der TUI verwandeln das Geld in ein unvergeßliches Ferienerlebnis. Wir haben das know how, die Erfahrung und weltweite Verbindungen, daß dies gelingt.







Der in doppelter Hinsicht teure Urlaub sollte also Ihrer Meinung nach anhand seriöser Angebote geplant und gestaltet werden. In unserer Tagespresse wird eifrig für Billig-Reisen geworben. Sie sind der Experte. Was halten Sie davon: Soll man da zugreifen, oder ist das Nepp?

Man sollte vor allem das Verhältnis zwischen Preis und Leistung sehr genau prüfen. Eine Omnibus-Reise nach Spanien, für eine Person und eine Woche 450,– D-Mark, das mag verlockend klingen. Aber man bedenke: Allein für Hin- und Rückfahrt sitzt man etwa sechzig Stunden im Bus. Von den Strapazen mal abgesehen, sind von der Woche schon fast drei Tage weg. Mit dem Flugzeug ab Schönefeld beziehungsweise ab Dresden sind Sie binnen drei Stunden auf Mallorca, und zwar ausgeruht, und haben schon am ersten Urlaubstag das volle Erlebnis. Es ist dringend zu raten, bei derartigen Angeboten das Kleingedruckte zu lesen und den Reiseveranstalter genau nach Quartier, Beköstigung, Nebenkosten zu befragen, ehe man sein Geld dafür ausgibt.

Inzwischen ist die Währungsunion gekommen. Wie werden Sie einem gewiß zu erwartenden Ansturm auch auf Ihr Reiseunternehmen begegnen?

Wir wissen, wie elementar bei Ihnen das Bedürfnis nach Reisen ausgeprägt ist, obzwar Reisen in der Werteskala nach Wohnung und Auto erst an dritter Stelle steht, wie soziologische Untersuchungen bei Ihnen ergaben. Keiner kann jetzt prognostizieren, wie sich der Reisemarkt entwickeln wird. Aber dies steht fest: TUI ist bereit, jeden Bedarf zu befriedigen, wie hoch er auch schnellen mag. Schon jetzt planen wir zusätzliche Programme mit Städtereisen, um dem großen Bedürfnis nach bildenden und erlebnisbetonten Reisen entgegenzukommen.

Danke, Herr Gelling, für die Auskünfte. Wünschen wir uns, daß bald jeder seine Traumreise zu Traumpreisen haben kann, wie es die TUI in ihren farbenprächtigen Katalogen verheißt.

Es notierte Karin Mathées.
Fotos: TUI, mit freundlicher Genehmigung für AR



AR-Reise-Service

Wo kann man in der DDR TUI-Reisen buchen?

Gegen Vorlage ihres gültigen Reisepasses können DDR-Bürger ausschließlich bei den Stadt-Büros der INTERFLUG buchen:

Berlin *Palast-Hotel*
Montag/Dienstag/Donnerstag/Freitag 8.30–16.30 Uhr
Mittwoch 10.00–16.30 Uhr
Sonnabend (jeder 4. im Monat) 9.00–13.00 Uhr

Dresden *Rampische Straße 2*
Dienstag 13.00–17.00 Uhr
Mittwoch 8.00–14.00 Uhr

Leipzig *Sachsenplatz 1*
Donnerstag 13.00–17.00 Uhr
Freitag 8.00–14.00 Uhr

Erfurt *Hermann-Jahn-Str. 6*
Dienstag 14.00–17.00 Uhr

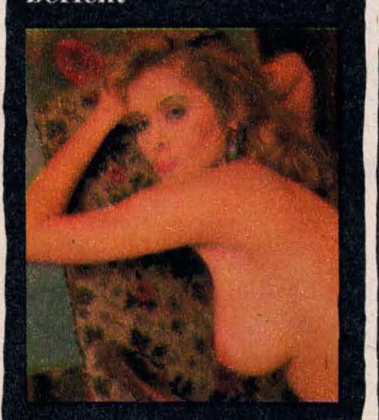


Aus der Pickelhaubenzeit

Preußischer Kirchgang

„Kompanie mal herhörn! Kirchjang wieder mal jar nich jeklappt! Unerhörte Blamasche! Damit dis dis nächste Mal klappt, wird jetzt jeübt! Also: Vor der Kirche wird hinter der Kirche und nach der Kirche vor der Kirche anjetreten. Ohne Tritt Marsch! Ran bis an die Schwelle, Helm ab, und nischt wie rin! Wenn der Pastor predicht, denn döst ihr nich rum, sondern lernt die Teile des Gewehrs auswendich. Wird hintaher abjefragt! Wenn de Orjel spielt, denn glotzt ihr jefällichst keene Löcha in de Luft, sondern denn wird Entfernungsschätzen jeübt: von de Orjel bis zur Kanzel, vom Beichtstuhl bis ran an't Taufbecken. Wenn der Choral jesungen wird, alle Mann mitsingen. Wer's Lied nich kann, singt een andret. Wenn denn de Orjel aus is, ran bis zur Schwelle, Helm uff und nischt wie raus. Habta det vastanden, ihr Schafsköppe?"

MM-MARKT-wirtschafts-bericht



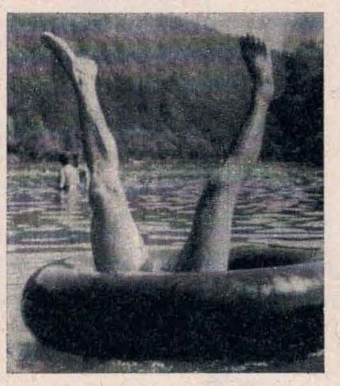
„Jetzt haben wir als Verkäuferin tatsächlich was zu verkaufen – können Sie sich vorstellen, wie das schlaucht?"

MM fragt: Müssen Männer so sein?



„Svenni ist immer gleich eingeschnappt. Bloß, weil ich mit der Sex-Liga sympathisiere, will er gleich in die Biertrinker-Partei eintreten!"

MM live



Kopfüber ins kalte Wasser – MM beobachtete einen gelernten DDR-Bürger beim Versuch einer Existenzgründung.

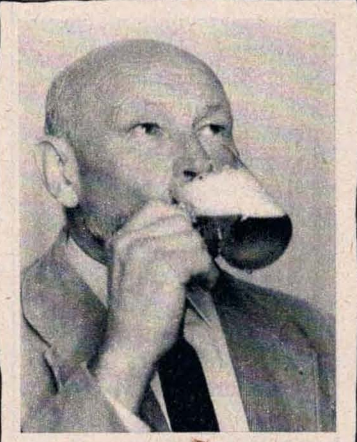
Also doch!



Hier ist der Beweis: Auch im Mini-Magazin findet sich bei genauem Hinsehen eine fette Ente!

SPRUCH-WEISHEIT DES MONATS

So mancher ist ja schon mit einem Teil zufrieden. Vor allem, wenn es sich um einen Vorteil handelt.



„Früher waren sie alle Untergebene, und heute werden sie alle Unternehmer. Na, nich mein Bier ..."

MM-PHILOSOPHIE-KURS

Es genügt nicht, keine Ideen zu haben. Man muß auch unfähig sein, sie auszusprechen.

MM intim

„Wir haben uns eben auseinander gelebt ..."



Abhör-Skandal!



Obwohl ihnen ausdrücklich Holzsammeln zum Feuermachen befohlen war, traf der Zugführer diese beiden Soldaten beim Abhören der „Top ten" an. Ein Skandal!

Kommt, Ihr Lieben,
's ist wieder Märchen-time!

Dornröschen

Es war einmal eine Fachverkäuferin für Heimwerkerbedarf. Sie lebte in einer kleinen Stadt, in der auch Soldaten mehr oder weniger gern zu Hause waren; vorübergehend. Zusammen mit ihren ehrsamen Eltern bewohnte sie ein kleines, ganz von Kletterrosen umranktes Haus. Darum, vor allem aber, weil sie Rosi Dorn hieß, wurde sie von allen nur Dornröschen genannt. Eines Abends nun, die Fledermäuse umhuschten schon den Birnbaum im Gärtchen, schlenderte der Gefreite Brettschneider auf seinem Abendspaziergang just an Dornröschens Haus vorüber. Plötzlich verhielt er den Schritt. Durchs offenstehende Fenster sah er ein wunderschönes Mädchen. Es saß in einem Sessel und war doch tatsächlich eingeschlummert, und zwar vor dem flimmernden Sanyo. Ei, was für ein holdes Kind, fuhr es da dem Gefreiten Brettschneider in den Kopf, ins Herz und wer weiß wo noch überall hin. Und da hatte er auch schon das Gartenpförtchen geöffnet und war leise, leise in Dornröschens Zimmerlein geschlüpft.
Nun muß man wissen: Der Gefreite Brettschneider gehörte zu den Säulen seiner Kompanie — auf seiner sportlich gestählten Brust spannte sich, wenn er sie trug, die Uniform unter der Last ausnahmslos aller Sportabzeichen und Soldatenauszeichnungen. Unser Held aber war nicht allein ein Ausgezeichneter; er war vor allem ein ausgezeichneter Aufklärer. Und als solcher mußte er herausfinden, wer dieses liebliche Geschöpf war, das da sanft entschlafen vor der Röhre saß, obwohl die landesweit beliebte Sendung „Staatsanwalt Dürrig hat das Wort" lief.
In Abwandlung einer der wundersamen Losungen, die unsere Soldaten einstmals zu großen Taten ermuntern sollten, gab sich olle Bretti selbst den Befehl: „Treffen mit dem ersten Kuß — jetzt gilt's!"
Gesagt, getan, geküßt. Und schon schlug Dornröschen die samtbraunen Augen auf, schon schlang sie ihre Arme um Brettis stählerne Nackenmuskeln und konnte gar nicht genug bekommen von Brettis Treffsicherheit. Und so herzten und küßten sie einander und taten einander wohl, bis der Zapfenstreich zum Abschied mahnte, und dies fortan, so oft es nur ging. Und laßt Euch nur sagen: Es ging gut.
Nunmehr war unser Freund von der Liebe beflügelt. Sie verlieh ihm nie gekannte Leistungskraft, und er flog nur so von Erfolg zu Erfolg. Der zweitschönste Augenblick seines Armee-Jahres ließ darob nicht lange auf sich warten: Sein Kompaniechef belohnte ihn mit einem Tag Sonderurlaub, weil Bretti, als das mal geübt wurde, wahrhaft mit dem ersten Schuß getroffen hatte.
An einem sonnigen Juli-Dienstag eilte er selig zu seinem Dornröschen, um den geschenkten Glückstag so recht von Herzen mit seiner Liebsten zu genießen. Und als er ihr erzählte, daß sie diesen Jubeltag vor allem seiner Fähigkeit verdankten, mit dem ersten Schuß zu treffen — ja: Da kam sein erstschönster Augenblick! Errötend nämlich sank Dornröschen an seine Brust und flüsterte: „Wer wüßte das besser als ich — du warst Spitze! Weißt du was — wenn es ein Junge wird, so nennen wir ihn Hans, wird es aber ein Mädchen, so soll es Gretel heißen." Aber das ist schon wieder ein anderes Märchen.

KaMa.

Die Badische Armee 1849

„Also die Teilnahme der Soldaten für die Revolution ist eingetreten. Dieselben Männer, die gegen die Republikaner gefochten, haben jetzt eine republikanische Bewegung gemacht. Das ist ein gutes Beispiel. Es müßte in Preußen nachgeahmt werden ... Die provisorische Regierung organisiert eine Volksarmee, die auf 150 000 Mann gebracht werden soll." So schrieb am 15. Mai 1849 der Publizist Arnold Ruge aus der badischen Neckarstadt Heidelberg an seine Frau. Ruge gehörte zu jenen Demokraten, die im Frühjahr 1849 einen neuen, von Südwestdeutschland ausgehenden Aufschwung der Revolution erhofften und einen bewaffneten Volkskampf gegen die preußische Konterrevolution voraussahen.

Von Anfang Mai bis Ende Juli erhob sich in Sachsen, Rheinland/Westfalen, in der bayerischen Pfalz und in Baden das Volk zu bewaffneten Kämpfen, um die Reichsverfassung als Grundlage eines einheitlichen deutschen Staates gegen den Widerstand vieler deutscher Fürsten, namentlich des preußischen Königs, durchzusetzen und die halbfeudale Konterrevolution, die seit dem Volkssieg vom März 1849 wieder vorgedrungen war, zurückzuschlagen. Zum Zentrum der Reichsverfassungskampagne wurde das Großherzogtum Baden. Hier hatte sich eine breite demokratische Bewegung in etwa 400 Volksvereinen organisiert. Am 12. Mai 1849 tagte in Offenburg der Landesausschuß der badischen Volksvereine. Zu seinen wichtigsten Forderungen gehörten: Kampf für die Durchsetzung der Reichsverfassung, auch außerhalb Badens, Wahl einer verfassungsgebenden Landesversammlung, allgemeine Volksbewaffnung und völlige Verschmelzung der zu schaffenden Volkswehr mit dem stehenden Heer.

Am Tage zuvor hatte in der Festung Rastatt die Bestrafung eines Soldaten wegen revolutionärer Propaganda unter der Besatzungsmannschaft eine Meuterei ausgelöst. Tiefere Ursachen waren jedoch mangelnder Sold, schlechte Unterbringung und Verpflegung sowie rohe Behandlung durch die Offiziere in der großherzoglich-badischen Armee. Als die Forderung nach Freilassung arretierter Kameraden abgelehnt wurde, befreiten Soldaten die Gefangenen gewaltsam, verjagten ihre Offiziere und brachten die Festung in ihre Gewalt. In den meisten badischen Garnisonen, wie Karlsruhe, wo sogar das Leibregiment meuterte, in Freiburg, Bruchsal, Lörrach und Mannheim gab es ähnliche Vorfälle.

In ihrer Mehrheit verbrüderten sich die in der badischen Armee Dienenden mit dem Volk und stellten sich dem revolutionären Landesausschuß zur Verfügung. Bislang waren die Regierungstruppen der deutschen Einzelstaaten fest in den Händen ihrer Offiziere gewesen, abgesehen von Fällen der Gehorsamsverweigerung in der preußischen Landwehr und Sympathiekundgebungen badischer Soldaten während der republikanischen Aufstände im April und September 1848. Jetzt, im Mai 1849, hatten ein gewisser Strukturwandel in der Armee und die zielstrebige Agitation der Volksvereine unter den Soldaten bewirkt, daß die Armee fast vollständig auf die Seite der Revolution überging.

Als am 13. Mai der Landesausschuß der Volksvereine in Offenbach erneut zusammentrat, wurden die anwesenden Delegierten der Rastatter Garnison als „Bürgersoldaten" begrüßt und zwei Soldaten in den Landesausschuß aufgenommen. Der Landesausschuß siedelte zunächst nach Rastatt und schließlich in die Residenzstadt Karlsruhe über. Nach der Flucht des Großherzogs und seines Kabinetts war er die einzige staatliche Autorität und übernahm am 14. Mai die Regierung.

Die neue demokratische Regierung verfügte über

beträchtliche staatliche Ressourcen, darunter 2 Millionen Gulden Bargeld, und vor allem über die neu vereidigte Armee. Deshalb bestanden in Baden günstige Voraussetzungen, in der deutschen Revolution eine Wende herbeizuführen. Erforderlich war dazu, gestützt auf Baden und die Pfalz, in ganz Süddeutschland ähnliche Verhältnisse zu schaffen, ehe die schon in Marsch gesetzten Armeen der preußischen Konterrevolution heran waren. Aber die Badischen blieben im wesentlichen auf sich gestellt. Zumal in der Frankfurter Nationalversammlung und in den einzelstaatlichen Parlamenten die liberale Bourgeoisie der Revolution den Rükken kehrte und die Masse der kleinbürgerlichen Demokraten an der „Gesetzlichkeit" festhielten.

In Baden selbst wurde der Landesausschuß und sein Exekutivkomitee von dem gemäßigten Demokraten Lorenz Brentano beherrscht; dieser suchte einen Kompromiß mit dem Großherzog, betrieb die Reorganisation der Armee nachlässig, lehnte eine engere Zusammenarbeit mit der revolutionären Regierung der Pfalz ab und scheute vor einer militärischen Offensive zurück. Demgegenüber drängten radikale Demokraten und Republikaner wie Gustav von Struve, Georg Bönning oder Amand Goegg auf entschiedene politische und militärische Maßnahmen. Amand Goegg und der zum Kriegsminister berufene Franz Sigel, ein wegen republikanischer Gesinnung vor der Revolution aus der Armee ausgeschiedener Leutnant, wollten durch eine militärische Offensive die Revolution in die benachbarten Länder tragen. Das entsprach auch einer Konzeption, die Friedrich Engels zu dieser Zeit entwickelt hatte.

Vor der Revolutionsregierung stand nun die schwierige Aufgabe, die anfangs weitgehend selbständig nebeneinander bestehenden militärischen Kräfte zu einer schlagkräftigen Armee zusammenzufügen. Die badischen Linientruppen, ehemals drei Regimenter Kavallerie, fünf Regimenter Infanterie und vier Batterien Artillerie, waren zahlenmäßig am stärksten sowie am besten bewaffnet, ausgerüstet und ausgebildet. Gelitten hatte jedoch der Zusammenhalt. Viele Offiziere verließen trotz geleisteten Eides die Truppe, und den von den Mannschaften gewählten fehlte es oft an Talent, Fähigkeiten und Autorität. Die im Zuge der allgemeinen Volksbewaffnung aufgestellten Volkswehren sollten alle diensttauglichen, nicht in der Linie dienenden Männer von 18 bis 30 Jahren erfassen und sich in Bataillone zu 600 Mann gliedern. Ihr Organisator und später auch

Abbildungen von oben nach unten:

Johann Philipp Becker (1809–1886)

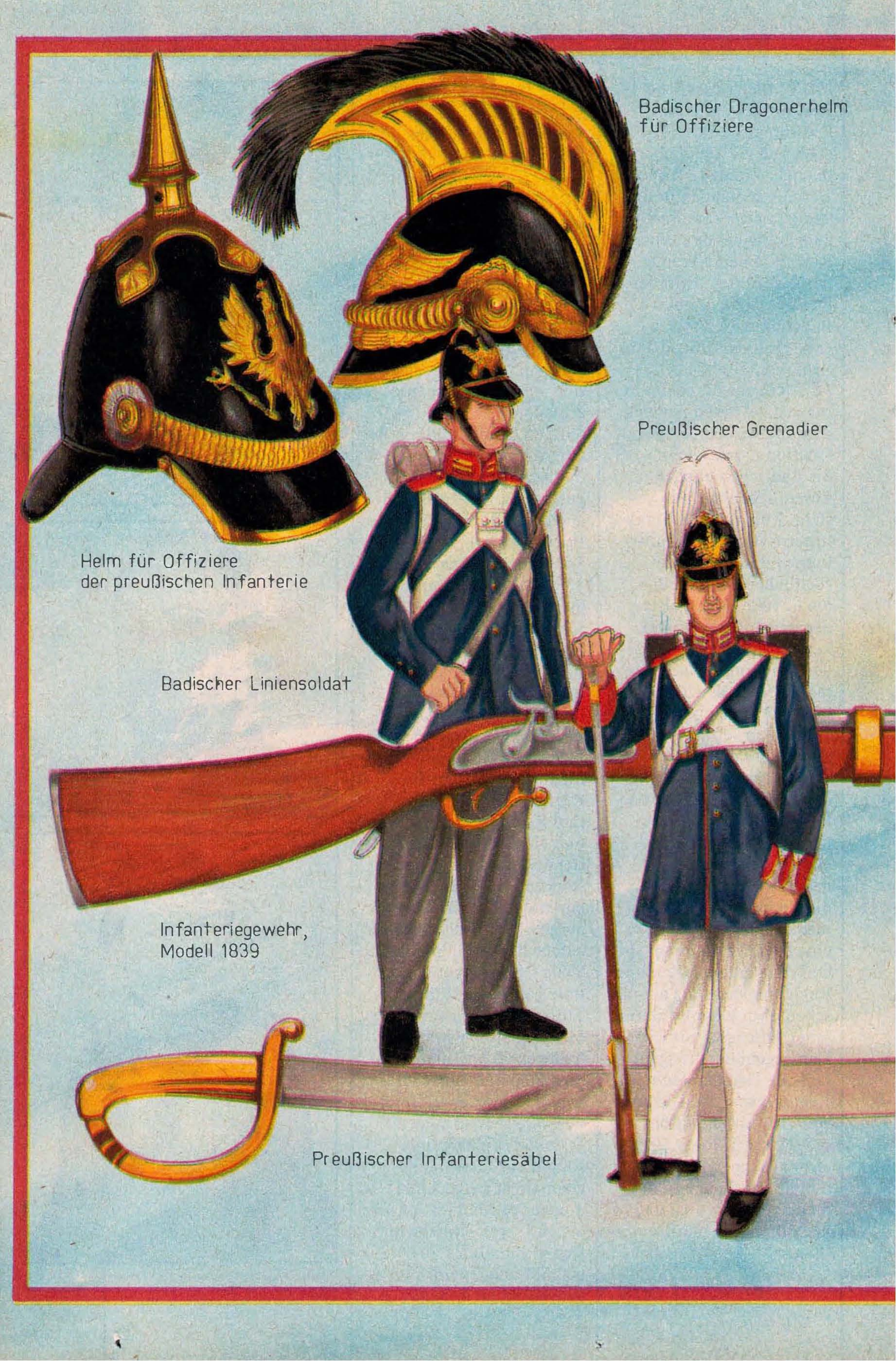
Lorenz v. Brentano (1813–1891)

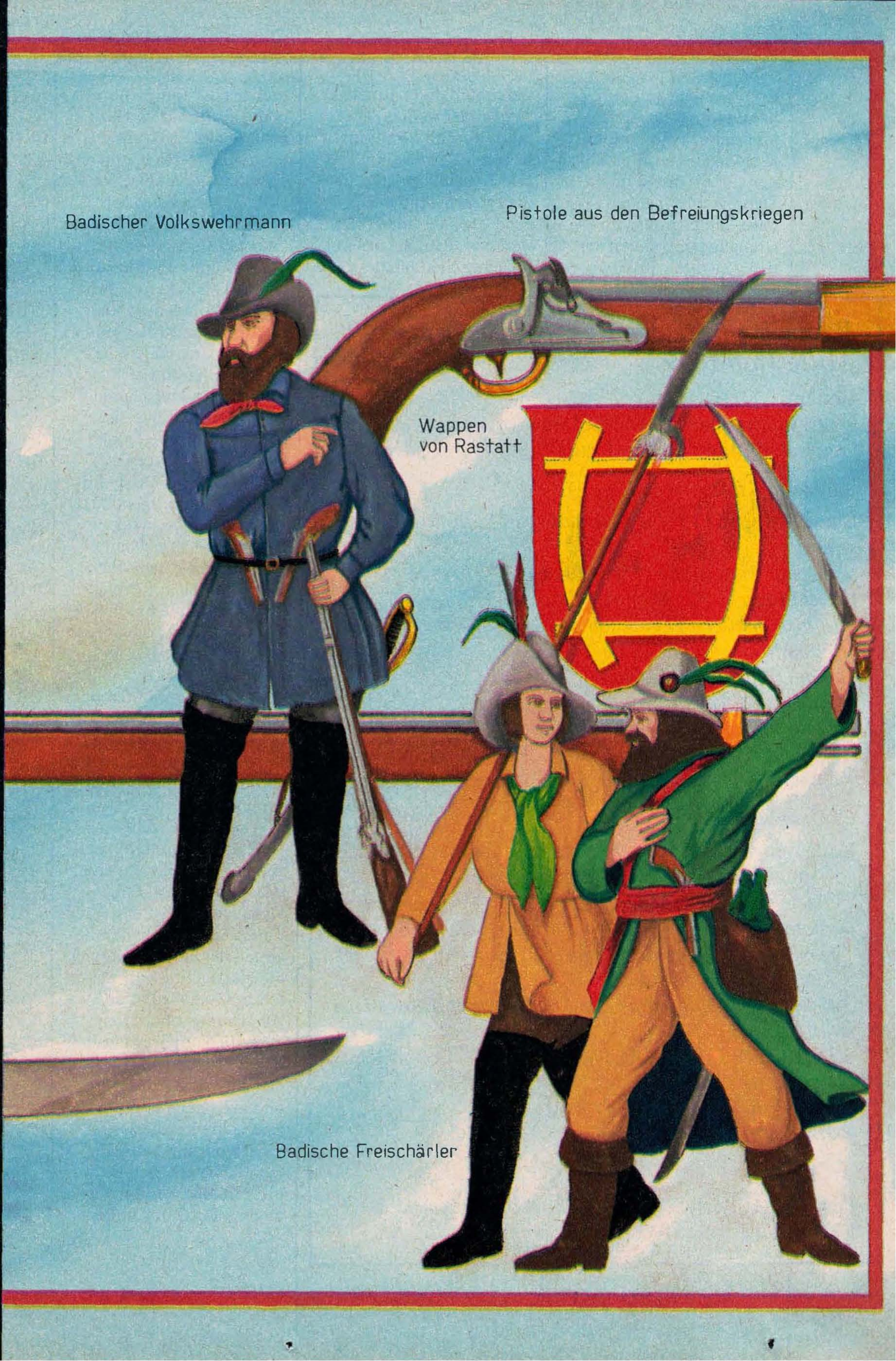
Franz Sigel (1824–1902)








Badischer Dragonerhelm
für Offiziere
Preußischer Grenadier
Helm für Offiziere
der preußischen Infanterie
Badischer Liniensoldat
Infanteriegewehr,
Modell 1839
Preußischer Infanteriesäbel


Badischer Volkswehrmann
Pistole aus den Befreiungskriegen
Wappen
von Rastatt
Badische Freischärler

Kommandeur wurde Johann Philipp Becker, ein unerschrockener, militärisch befähigter Republikaner, der bis dahin im Schweizer Exil gelebt hatte. Trotz großer Anstrengungen konnten von den geplanten 50 Volkswehrbataillonen nur etwa 25 gebildet werden, zumeist nur mit Streitsensen bewaffnet. Am kampfentschlossensten zeigten sich die Freischaren, vorwiegend Arbeiter und Handwerksgesellen, die aus allen deutschen Ländern und aus der Emigration herbeigeeilt waren. Dazu gehörte das Freikorps unter August Willich, einem ehemaligen preußischen Offizier, dem Friedrich Engels als Adjutant diente.

Mitte Juni 1849 zählte die Revolutionsarmee ungefähr 31 000 Mann, davon 15 000 Mann badische Linientruppen, 10 000 Mann badische und pfälzische Volkswehren sowie 6 000 Mann Freischaren. Außerdem verfügte sie über 24 gezogene Feldgeschütze und einige Festungsartillerie. Der polnische Revolutionsgeneral Ludwik Mieroslawski, der am 10. Juni zum Oberbefehlshaber der badischen und pfälzischen Revolutionsstreitkräfte berufen wurde, gliederte die unterschiedlichen Kräfte in 6 Divisionen zu je 4 000 Mann mit festen Befehlsverhältnissen. War die zahlenmäßige Stärke der Revolutionsarmee auch beachtlich, so litt doch die Kampfkraft, insbesondre der rasch aufgestellten Volkswehren, unter mangelnder Disziplin, Ausrüstung und Ausbildung. Dazu kam, daß die in ihrer Funktion verbliebenen Beamten der alten Regierung die Herstellung und Verteilung von Waffen und Ausrüstung sabotierten.

Als die konterrevolutionären Truppen am 12. Juni den Angriff auf die Pfalz und auf Baden begannen, mußte die Revolutionsarmee den Kampf aufnehmen, noch ehe sich Organisation und Disziplin genügend festigen konnten.

Badisch-pfälzische Revolutionsarmee Mitte Juni 1849

General
Oberkommandant: General Ludwik Mieroslawski
Generaladjutant: Oberst Franz Sigel

Badische Kräfte:

Linientruppen (15 000 Mann, davon 1 500 Mann Kavallerie)
Volkswehrbataillone (6 000 Mann)
Freischaren (3 500 Mann);
darunter Deutsche Legion mit deutsch-ungarischer Legion (1 000 Mann)
Hanauer Turner (600 Mann)
Mannheimer Arbeiterbataillon (350 Mann)
deutsch-polnische Legion (300 Mann)
Heubergers Schützenkompanie (80 Mann)
Kompanie Robert Blum (60 Mann, vorwiegend Sachsen)

Pfälzische Kräfte:

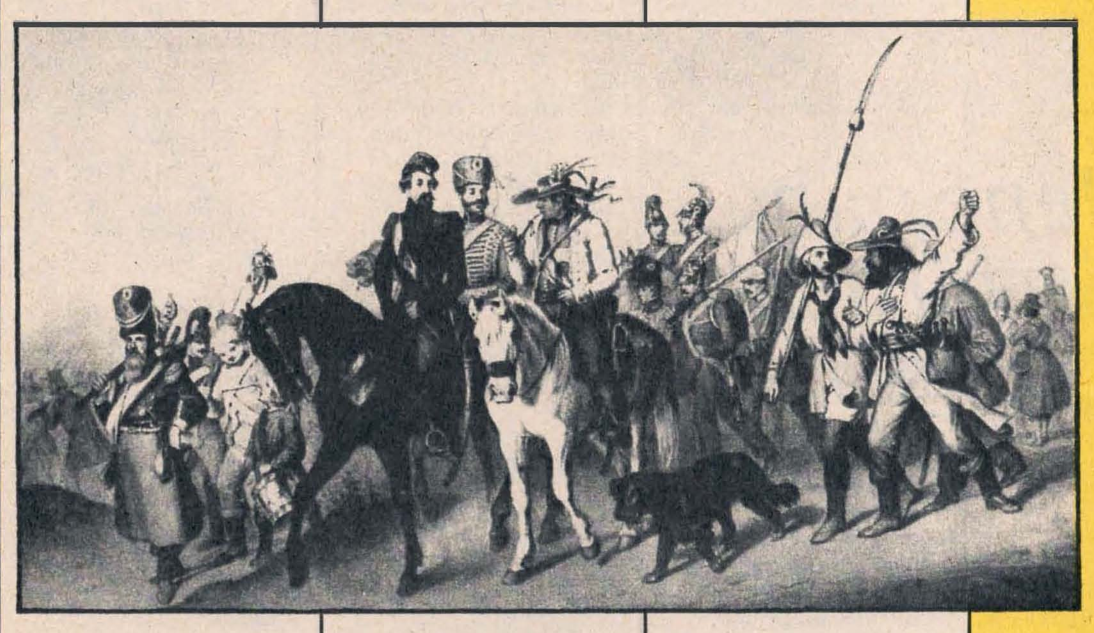
Volkswehrbataillone (4 000 Mann, darunter viele übergelaufene bayerisch-pfälzische Soldaten)
Freischaren (2 500 Mann);
darunter Freikorps Willich (800 Mann), bestehend aus
1 Kompanie Arbeiter aus Besacon (vorwiegend Deutsche)
1 Kompanie Rheinhessen
3 Kompanien Turner (aus Landau, Neustadt, Kaiserslautern)
2 Kompanien Pfälzer Freiwillige
1 Kompanie Studenten
Rheinhessisches Freikorps (700 Mann)
Freikorps Blenker (500 Mann)

Artillerie

Festungsartillerie Rastatt mit 300 Geschützen
Feldartillerie mit 70 Geschützen

Ihr stand eine vom preußischen Prinzen Wilhelm befehligte Interventionsarmee von zwei preußischen Armeekorps und ein Bundesarmeekorps aus Kontingenten verschiedener Mitel- und Kleinstaaten gegenüber – eine Streitmacht von insgesamt 51 000 Mann mit 104 gezogenen Geschützen.

Dieser Übermacht an Zahl, Bewaffnung und Organisation wich die Revolutionsarmee nur langsam und unter erbittertem Widerstand. Mieroslawski plante zunächst eine aktive Verteidigung: die im Winkel zwischen Rhein und Neckar zu konzentrierenden badischen und pfälzischen Truppen sollten übersetzende feindliche Gruppierungen mit starken, disponiblen Kräften einzeln angreifen. Den preußischen Truppen gelang es jedoch, in der Pfalz rasch vorzudringen, am 20. Juni bei Germersheim den Rhein zu überschreiten und die Neckarfront im Rücken zu bedrohen. Die Niederlage der Revolutionstruppen in der Schlacht bei Waghäusel (21.3.) erzwang die Räumung Nordbadens und demoralisierte die Truppe, bei der sich Desertionen häuften. Mieroslawski gelang es jedoch, die Hauptkräfte in einem kühnen Gewaltmarsch der drohenden Einschließung zu entziehen und nach Süden zurückzuführen. Diesen Rückzug sicherten im Gefecht bei Durlach (25.6.) etwa 1 000 Freischarenmänner unter der geschickten Führung Johann Philipp Beckers. An der Murg leistete die Revolutionsarmee, inzwischen auf die Hälfte ihres ehemaligen Bestandes zusammengeschrumpft, letzten Widerstand. Ein Angriff des Bundeskorps aus dem vorgeblich neutralen Württemberg heraus in die Flanke und den Rücken der Front löste einen panikartigen Rückzug aus und leitete die Auflösung der Armee ein. Am 11./12. Juli überschritten die letzten mehr oder weniger intakten Einheiten die Schweizer Grenze, um sich internieren zu lassen. Das Schicksal der badischen Revolution vollendete sich am 23. Juli mit der Kapitulation der Festung Rastatt, die bis dahin einer dreiwöchigen Belagerung getrotzt hatte. Grausam rechnete die Konterrevolution mit den gefangenen Aufständischen ab, von denen viele füsiliert, mißhandelt oder auf lange Jahre eingekerkert wurden.



Badische Freischärler sammeln sich

Text:
Dr. sc. Karl Schmiedel
Illustration:
Karl-Heinz Döring
Bild: Archiv

Jene nahen, fernen Tage

Er aß zu wenig, schlief zu wenig in jenen hundert Tagen und danach. Jeder konnte sehen, wie sehr der Mann gezeichnet war von der Last, die er sich aufgebürdet hatte, aus Verantwortung gegenüber seinem Volk, wie er immer wieder betonte. Es war in seine schwerste Krise gebracht worden, das Volk der DDR. Und er nahm es auf sich, alles Menschenmögliche zu tun, damit es nicht in die Knie ging, dieses Volk. Daß die Hälfte davon am 18. März dann doch den Kniefall machte, vor der West-Mark ... Er hat mit Würde gekämpft, mit Mut, Klugheit, Bescheidenheit, jenen Tugenden, die er an einem Mann vor allem schätzt und die ihn auszeichnen. „Dieser Mann, Hans Modrow, hat etwas von einem Mönch, der reinen Herzens ist, und von einem tapferen Ritter, der wie ein Teufel kämpfen kann ... Dieser Mann ist grundehrlich, und er kann nicht anders sein, will nicht anders leben."

So beschreibt ihn Dr. Karl-Heinz Arnold, jahrzehntelang stellvertretender Chefredakteur der „Berliner Zeitung". Im November '89 bat ihn Ministerpräsident Modrow, sein persönlicher Mitarbeiter zu werden. Arnold war an Modrows Seite, Tag und Nacht, eben immer dann und überall dort, wo Modrow arbeitet. Aus dieser Nähe, diesem unmittelbaren Erleben heraus vermochte der Autor, sehr genau zu beobachten und festzuhalten, wie die DDR in dieser revolutionären Aufbruchszeit regiert wurde, wie Modrow diese gigantische Aufgabe bewältigte und was das für ein Mensch ist, dieser ehemalige Maschinenschlosser, dieser 62jährige Langstreckenläufer und Schwimmer, dieser passionierte Teetrinker, dieser Dr. rer oec. „mit einem ordentlichen Schuß Bauernblut".

Es gelang Karl-Heinz Arnold ein politisches Porträt, aus dem uns Hans Modrow in der härtesten Herausforderung seines Lebens entgegentritt. Obwohl: Bequem und glatt hatte er es nie. Zitat: „Ja, ich bin gemieden worden. Der Kadavergehorsam war überall. Und im Politbüro, in der eigentlichen Parteiführung, haben sie weder untereinander offen geredet noch den Mut



oder das Bedürfnis gehabt, mit einem wie mir ehrlich zu reden. Sie haben nur Macht für sich gewollt und keine Änderung. Mancher tat freundlich, sagte ‚Hans' zu mir und klopfte mir auf die Schulter, aber wenn man sich umdrehte, spürte man das Messer im Rücken."

Ihn haben sie nicht zerbrechen können, wie sie es mit so vielen Unbequemen, Kritischen, Ehrlichen getan haben. Hans Modrow blieb der lautere, unbestechliche, seinen Idealen und seinem Gewissen verpflichtete wirkliche Kommunist.

Das schlanke Taschenbuch „Die ersten hundert Tage – Hans Modrow" ist ein gewichtiges Zeitdokument geworden. Es ist getragen von Achtung, ja Zuneigung, die ungezählte Menschen für diesen Mann empfanden und bekundeten. In der Rekordzeit von vier Wochen brachte der Dietz




Verlag das Büchlein heraus; es kostet 5,80 M. Für mich gehört es zum Besten, was bei uns gedruckt worden ist.

Im Dezember '89 traf Hans Modrow mit dem BRD-Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker zusammen. Zwei der geachtetsten Politiker unserer Zeit suchten das Gespräch, suchten eine Brücke zur Verständigung. Richard von Weizsäcker, CDU-Politiker, promovierter Rechtswissenschaftler und Historiker, wirkte u. a. von 1981–84 als Regierender Bürgermeister von West-Berlin; er ist der 6. Präsident der BRD. Sein weltweit hohes Ansehen gründet sich wesentlich auf sein konsequentes Eintreten für Menschenrecht und Menschenwürde. Seine Rede im Deutschen Bundestag 1985 im Gedenken an den 8. Mai 1945 war ein Markstein: von Weizsäcker nannte das historische Datum der Zerschlagung des Faschismus einen „Tag der Befreiung", und er gedachte auch des Widerstandes der Kommunisten gegen die Nazis. Richard von Weizsäckers

Reden sind publizistische Glanzlichter. Seine durch Bildung und Lebenspraxis gefügte Weisheit und sein nobler Umgang mit der Sprache erlauben ihm, komplizierteste Zusammenhänge so darzustellen, daß sich dies zu genußvoller und bildender Lektüre formt.

Der Verlag der Nation versammelte neunundzwanzig Reden des Bundespräsidenten unter dem Titel „Brücken zur Verständigung". Des Autors Sicht auf Faschismus, auf die Deutschen und ihre Identität,



auf Wahrheit und Freiheit in der Politik, auf Patriotismus, auf neues Denken in Ost und West ist ebenso interessant und anregend wie seine Betrachtungen der Künste und der Kultur des menschlichen Miteinander. Es ist von großem Gewinn, aus der Erfahrung und dem Weltverständnis dieses Staatsmannes zu schöpfen und so seine eigenen Anschauungen von Welt und Gesellschaft zu bereichern. Das Buch (dem ich eine angemessenere Einbandgestaltung gewünscht hätte) kostet 12,– M. Es lohnt, sich darum zu bemühen.

Literatur ist allemal eine tragfähige, sich weit spannende Brücke zur Verständigung. Die Frage nach dem Sinn des Lebens, die wir uns wohl alle stellen, treibt auch die Schriftsteller um. Was mache ich aus meinem kostbaren Stück Zeit, wie bestehe ich im wechselnden Wind, was wird bleiben von den großen Hoffnungen und Träumen? Jurij Brězan, einer der großen Erzähler unseres Landes, schaut zurück auf „Mein Stück Zeit". Er erzählt Geschichten, Erlebtes, Erdachtes auch. Von seiner sorbischen Heimat erzählt er, von Deutschland, von Irrtümern, von Glück, Gefahr, von wirklich gelebtem, blutvollem, abenteuerlichem Menschenleben. Den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen – diesem Anspruch Goethes stellt sich Brězan mit seiner reifen Erzählkunst und seiner tiefgründig nachsinnenden Art, das Leben zu betrachten. Erschienen ist sein lesenswertes Buch im Verlag Neues Leben Berlin.

Weltanschauung heißt, die Welt anschauen. Jetzt dürfen wir reisen, also los, so weit, wie das Geld reicht. Für einen unserer seit langen Jahren weltbefahrenen Schriftsteller ist die Tour Polarkreis–Äquator gerade das Richtige: Richard Christ. Über Indien,



Ceylon, Pakistan hat er bereits fesselnde Reisebücher geschrieben. Nun sind es Lappland, der Himalaya, Libyens Wüste, die Gestade von Nil und Donau, die des Weitgereisten Fuß betritt. Richard Christ nimmt auf mit allen Sinnen und verwandelt das Erlebte in Literatur, die auch uns schmecken, riechen, fühlen, sehen, hören läßt, als wären wir mit ihm unterwegs gewesen. Christ weiß ungeheuer viel und lernt unablässig hinzu über fremde Kulturen, Religionen, Lebensweise, Bräuche, Sehnsüchte der Menschen in den fernen Ländern. So macht er uns zu Zuschauern eines uralten grausamen Stückes, des massenhaften Hinschlachtens von Tieren als Blutopfer für die Schwarze Göttin Kali, von der unsere Zeitgenossen in Nepal ihr Heil erflehen. Er erklimmt mit uns die 137 Meter hohen Pyramiden und läßt uns vom Scheitel der Sphinx den sonnengeblendeten Blick auf Kairos Minarette und auf die gelbe Wüste richten. Er wandert mit uns durch die lappländische Tundra zum Fluß Ounas. Der Fährmann dort ist der Bruder von Lapplands berühmtestem Maler, und hin zu dessen phantastischem Atelier geht die Reise. Aber dann nach Wien! Wiener Walzer, Wiener Charme, Wiener Maderln, Wien mit der höchsten Selbstmordrate in ganz Europa ... Dann Kindheitserinnerungen an Berlin. Richard Christ bietet uns sein Bild von Heimat und Ferne, seine Wahrheit über Länder und Menschen, seine ureigensten Erfahrungen und Empfindungen. Beneidenswert, der Mann. Weil er so viel reisen konnte. Und weil er so gut drüber schreiben kann.

Laßt Euch von mir wünschen, daß sich erfüllt, was Ihr Euch wünscht.

Tschüß!

Eure Bibliothekarin

Karin Matthées

Es ist schlimm, einen Fehler zu leugnen, aber noch viel schlimmer ist es, mit ihm zu prahlen.
(chin. Sprichwort)

Oberst *Dr. Gerhard Merkel* und *Oberstleutnant Frank Sakowski*, Nationale Volksarmee, äußern sich zur

Wiener Wende

Unter der Überschrift „Wettlauf um die Abrüstung" hielt es das (west)deutsche Wehrmagazin „loyal" in seiner 90er März-Ausgabe für richtig, im europäischen Abrüstungsprozeß ein gemächliches Tempo anzuschlagen: „So rasant die politischen Veränderungen in der DDR und anderswo im Osten vorankommen, so rasant möchte mancher im Westen auch die Abrüstung voranbringen. Gemach, gemach, wird da den Eilfertigen und Überschlauen bei uns zugerufen. Nicht so hastig!"

Warum eigentlich nicht, wo doch bis an die Zähne bewaffnete, hochmoderne Streitkräfte in Ost und West längst keine Lebensversicherung mehr sein können? Eine Frage, die den Abrüstungsverhandlungen der „23" in Österreichs Hauptstadt voransteht. Wie ist es um ihre Lösung bestellt?





Den Auftakt für die Verhandlungen über konventionelle Abrüstung gab am 6. März 1989 ein dreitägiges Außenministertreffen der 35 KSZE-Staaten, das in der Wiener Hofburg eröffnet wurde (Bild l.)
Botschafter Dr. Ernst, der DDR-Delegationsleiter bei den Verhandlungen der „23" in Wien (Bild u.)





Wer hätte es vor wenigen Jahren für möglich gehalten, daß der Abrüstungsprozeß in Europa eine derart große Dynamik entfalten würde, wie das seit kurzem der Fall ist? Wurde doch nach dem zweiten Weltkrieg das Sicherheitsdenken der politisch wie militärisch Verantwortlichen in Ost wie West in erster Linie durch eine ihrem Wesen nach konfrontative Politik geprägt, in der der militärische Faktor sichtlich dominierte. Eine Haltung, die beiderseits mit der Begründung gerechtfertigt wurde, man fühle sich von der anderen Seite bedroht und müsse deshalb jederzeit fähig sein, den potentiellen Gegner mittels hochgerüsteter Streitkräfte vor einer Aggression abzuschrecken. Diesem Ziel wurden auch die militärpolitischen Konzepte des Warschauer Vertrages – die notwendige Sicherung des militärstrategischen Gleichgewichts – und die Abschreckungsdoktrin der NATO untergeordnet.
Welch ein Trugschluß, Sicherheit solcherart gewährleisten zu wollen! Sicherheit kann im nuklear-kosmischen Zeitalter nicht mehr ausschließlich auf militärischer Macht beruhen. Sie muß vielmehr zivilisationsverträglich sein und darf nur noch im komplexen Sinne als eine Gesamtheit politischer, ökologischer, wirtschaftlicher, sozialer und – in ständig schwindendem Maße – militärischer Sicherheit verstanden werden. Um sie zu gewährleisten, sind in Ost und West umfassende Abrüstungsschritte erforderlich.

So gesehen stimmen jüngste Entwicklungen, die sich auf dem Gebiet der Rüstungsreduzierung und Abrüstung vollziehen, durchaus optimistisch. Vor dem Hintergrund des INF-Vertrages von 1987 und im Zusammenhang mit den gegenwärtigen gesellschaftlichen Umgestaltungsvorgängen in Europa, die sich anbahnende deutsch-deutsche Vereinigung eingeschlossen, ist das Netz von Verhandlungen über verringerte Rüstung und Abrüstung dichter geworden. Wir dürfen erwarten, daß schon in naher Zukunft einige weitere Abkommen unterzeichnet werden; dies vornehmlich im Ergebnis der laufenden Ost-West-Gespräche über die Verringerung der strategischen Offensivwaffen der Sowjetunion und der USA, über Nukleartests, über die Reduzierung der konventionellen Streitkräfte des Warschauer Vertrages und der NATO – als „Wien 1" bezeichnet – und über ein Verbot chemischer Waffen.

Wien 1 – ein hoffnungsvoller Beginn

Die in Wien von den sieben Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages und den 16 NATO-Mitgliedsstaaten geführten Verhandlungen der „23" über die Reduzierung ihrer konventionellen Streitkräfte in Europa nehmen im Gesamtprozeß der Ost-West-Abrüstungsgespräche eine Schlüsselstellung ein. Ihr erfolgreicher Abschluß würde für die laufenden und nachfolgenden Verhandlungen Pilotwirkung haben.

Das Mandat für die am 6. März 1989 aufgenommenen „Verhandlungen über konventionelle Streitkräfte in Europa" (VKSE) wurde am 18. Januar 1989 durch die dritte KSZE-Folgekonferenz erteilt. Bei Beginn ihrer Gespräche waren sich die Verhandlungspartner einig, „in Europa ein sicheres und stabiles Gleichgewicht der konventionellen Streitkräfte auf niedrigerem Niveau als bisher zu schaffen". Übereinstimmung gab es auch darin, als ersten Schritt in Europa jene Asymmetrien bei Waffen abzubauen, die zur Auslösung eines Überraschungsangriffs und für großangelegte offensive militärische Operationen besonders geeignet sind.

Ein solcher Konsens im Herangehen an die Wiener Verhandlungen macht deutlich: Die politisch und militärisch Verantwortlichen beider Bündnisse haben – nicht zuletzt auf Druck der Volksmassen ihrer Länder – begriffen, daß heute, soll die weitere Existenz der Menschheit nicht aufs Spiel gesetzt werden, Politik nicht mehr auf der Basis militärischer Stärke betrieben werden kann. Infolge dessen läßt die Haltung der Verhandlungsteilnehmer ein zwar noch bescheidenes, dennoch bemerkenswertes Maß an Vernunft, Kompromißbereitschaft und Flexibilität erkennen. Das belegen besonders folgende Tatsachen: Der Warschauer Vertrag verlieh den Wiener Gesprächen bereits vor deren Beginn zusätzliche Impulse, als er erstmals alle notwendigen Daten über die zu diesem Zeitpunkt zur Disposition stehenden Waffenkategorien – Panzer, gepanzerte Gefechtsfahrzeuge und Artilleriesysteme – offenlegte. Westlichen Forderungen entgegenkommend, ging die östliche Seite einseitig Reduzierungsschritte bei Panzern, Kampfflugzeugen und Personalstärken ihrer in Europa stationierten Streitkräfte. Die NATO ihrerseits signalisierte am 13. Juli 1989 ihr Einverständnis, die vom Warschauer Vertrag angeregte Frage der Reduzierung von Kampfflugzeugen, Kampfhubschraubern und Personalstärken zu erörtern. Damit erfuhr der Verhandlungsgegenstand eine erfreuliche Erweiterung.

Warschauer Vertrag und NATO tauschten am 14. Dezember 1989 ihre Vertragsentwürfe aus und kamen nach deren Prüfung überein, daß jede Seite auf ihrem europäischen Territorium 20 000 Panzer, 28 000 gepanzerte Gefechtsfahrzeuge und 1 900 Kampfhubschrauber haben darf.

Offene Fragen

Trotz dieser ermutigenden Ergebnisse in Wien sind Differenzen zutage getreten, deren Beseitigung kompliziert erscheint. Noch nicht völlig überwundene Züge alten Sicherheitsdenkens und ein auf beiden Seiten zu hoch angesetzter Stellenwert des militärischen Faktors in den gegenseitigen Beziehungen sind dafür in gewissem Maße verantwortlich. So

konnte bis zum 26. April, dem Abschluß der sechsten Verhandlungsrunde, keine Klarheit erzielt werden, welche Systeme zu den fünf zu reduzierenden Waffenkategorien gehören sollen. In der Flugzeugfrage – der Osten wollte 4 700, der Westen aber 5 700 Kampfflugzeuge als Obergrenze festschreiben – beschuldigten sich beide Seiten, auf Vorschläge nicht konstruktiv zu antworten. Unterschiedliche Vorstellungen gab es auch hinsichtlich einer Parität der beiderseitigen Truppenstärken: Während der Warschauer Vertrag für jedes Bündnis 1 350 000 Mann vorschlug, enthielt sich die NATO konkreter Angaben. Dies allerdings änderte sich am 31. Januar 1990, indem USA-Präsident Bush anbot, die amerikanischen und sowjetischen Stationierungstruppen in Mittel- und Osteuropa auf jeweils 195 000 Soldaten zu begrenzen. Dem stimmte der Warschauer Vertrag beim Treffen der Außenminister beider Bündnissysteme im kanadischen Ottawa zu, und der UdSSR-Vertreter empfahl darüber hinaus, bei einer solchen Festlegung nicht stehenzubleiben. Er schlug vor, die Obergrenze für die Stationierungstruppen in anderen Ländern mit je 300 000 Mann zu bestimmen, wobei die auf BRD-Territorium stehenden 150 000 Soldaten Großbritanniens, Frankreichs, Kanadas, Belgiens und der Niederlande einbezogen werden sollten.
Keine Einigung konnte bis zum Frühjahr über die in der BRD und in den Benelux-Ländern eingelagerten NATO-Depotbestände an Panzern, gepanzerten Gefechtsfahrzeugen und Artilleriewaffen erreicht werden. Sie in Rechnung zu stellen, lehnte die NATO ab, in Frage kämen nur die in den „aktiven Verbänden" vorhandenen Waffensysteme. Damit aber ist der Warschauer Vertrag nicht einverstanden, fürchtet er doch in diesem Fall neue Ungleichgewichte. Denn die in den US-Depots eingelagerten 4 000 Panzer ergeben zusammen mit den in Westeuropa stationierten 8 000 Panzern ein Gesamtpotential, das um 50 Prozent größer wäre als jenes, das der Osten gemäß der festgelegten Obergrenze auf seinem Territorium unterhalten darf.
Hinsichtlich der Zahl der Kampfflugzeuge verlangt die NATO, alle Typen in die Verhandlungen einzubeziehen. Dagegen möchte der Warschauer Vertrag die Mittelstreckenbomber und strategischen Abfangjäger der Sowjetunion aus den Berechnungen ausklammern; beide Kategorien werden als Gegengewicht zu den NATO-Marinefliegerkräften verstanden, die – als Bestandteil der Seestreitkräfte in und um Europa – kein Verhandlungsgegenstand und somit nicht zu reduzieren sind.

Wie weiter?

Alle Welt hofft auf einen baldigen, erfolgreichen Abschluß der Wiener Verhandlungen über die Reduzierung der konventionellen Streitkräfte beider Militärbündnisse in Europa. Möglichst noch in diesem Jahr! Also gilt es, gravierende Meinungsunterschiede der Konferenzparteien mit sehr viel gutem Willen und beiderseitigem Verständnis zu überwinden. Auf solcher Grundlage sollte es gelingen, die laufende Verhandlungsrunde der „23" ohne Unterbrechung fortzusetzen und mit einem ausformulierten Abrüstungsabkommen zu beenden. Für dessen Unterzeichnung böte sich die zum Herbst 1990 in Aussicht gestellte KSZE-Konferenz geradezu an, würde sie doch in diesem Fall einen wichtigen Grundstein für die anvisierte europäische Friedensordnung legen. Und es wären wesentliche Bedingungen erfüllt, um auf Wien 1 ein Wien 2 folgen zu lassen. Denn zumindest zwei weitere Probleme bedürfen einer vertraglichen Regelung: zum einen – die Verringerung und schließliche Beseitigung der auf unserem Kontinent untergebrachten Nuklearwaffen, zum anderen – die Umgruppierung der Streitkräfte des Warschauer Vertrages und der NATO mit dem Ziel, deren Nichtangriffsfähigkeit zu garantieren. Substantielle Ergebnisse auf diesem Gebiet helfen, Frieden mit immer weniger Waffen zu schaffen und in Europa ein blockübergreifendes, gemeinsames Sicherheitssystem zu errichten.

Bild: ADN-ZB Grubitzsch (2), Reiche (1)

Bild: Manfred Uhlenhut


D-IA

• **Die USA** wünschen, daß der mit der UdSSR angestrebte Vertrag über eine Reduzierung der weitreichenden Atomwaffen (START) zunächst nur 15 Jahre gelten soll. Das erklärte der amerikanische Chefunterhändler Burt vor der Genfer Abrüstungskonferenz von 40 Staaten. Burt bezeichnete die Annahme, der Vertrag dürfte durch die Veränderungen im Ost-West-Verhältnis überholt sein, als großen Fehler. An eine eventuelle Änderung der geltenden amerikanischen Sicherheitsstrategie könne trotz der neuen Entwicklungen im Osten nur mit „konstruktiver Vorsicht" herangegangen werden.

• **Die BRD** bringt nach den USA und Frankreich den drittgrößten Rüstungsbeitrag auf. Nach dem jüngsten Jahresbericht des Pentagon über die Lastenverteilung der Verbündeten, der auf Zahlenangaben von 1988 beruht, liegt Bonn damit noch vor Großbritannien und Japan. Die militärischen Anstrengungen Großbritanniens, Frankreichs, der Türkei und Griechenlands werden zugleich als „überdurchschnittlich" gelobt. Dänemark, Luxemburg und Kanada werden im Bericht kritisiert, weil sie, gemessen am Bruttosozialprodukt, weniger zur NATO beitrügen, als sie eigentlich müßten.

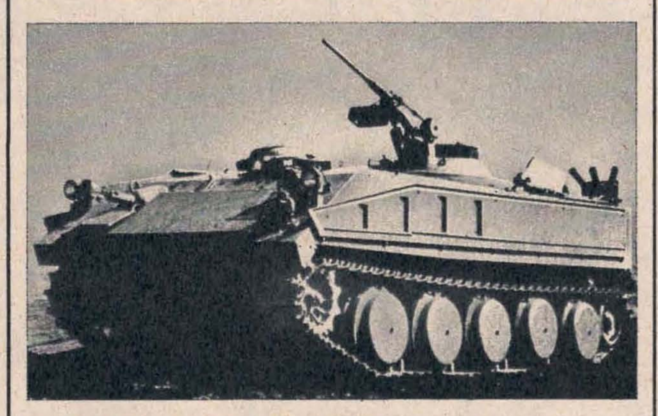
• **Die Schweizer Armee** nutzt wie eh und je Brieftauben als Kuriere. Rund 10 000 Tauben versehen in Friedenszeiten Dienst bei den Eidgenossen, während weitere 30 000 aus den Schlägen privater Züchter im Kriegsfall mit ihrer „Einberufung" rechnen müssen. Durch die geografischen Gegebenheiten der Schweiz – zwei Drittel des Landes sind Berge – wird die Nachrichtenübermittlung selbst mit moderner Technik bisweilen noch erheblich beeinträchtigt. Die geflügelten Militärkuriere indes könnten weder technisch versagen, noch seien sie im Fluge zu orten und zudem im Unterhalt enorm billig, betonte der Chef dieser „Waffengattung", Oberstleutnant Teuscher. Seit einiger Zeit experimentieren die militärischen Brieftauben-Experten mit elf mal elf Millimeter großen Chips, auf denen sich bei einem Gewicht von nur etwa zwei Gramm ganze 200 Schreibmaschinenzeilen Text speichern lassen, die beim Empfänger per Computer lesbar sind. Ein bis zu 140 km/h schneller Kuriervogel kann theoretisch bis zu zehn solcher Chips befördern.

• **Japan** begrüße das Nachlassen der Spannungen zwischen Ost und West, sehe aber keinen Grund, die 1976 beschlossene Verteidigungspolitik zu ändern und werde auch an dem ab 1991 geplanten Aufrüstungsprogramm festhalten. Das erklärte Ministerpräsident Toshiki Kaifu vor einem Haushaltsausschuß des Parlaments in Tokio.

• **Die Sowjetunion** stellt ihre Rüstungsbetriebe schneller als geplant auf zivile Produktion um. Statt einem dafür unsprünglich bis 1995 vorgesehenen Produktionsanteil von 60 Prozent sind nun 65 Prozent beabsichtigt. 1988 waren es nur 40, gegenwärtig sind es 50 Prozent. Diese Zahlen nannte der stellvertretende Ministerpräsident Belousow bei der Eröffnung der Fachausstellung „Conversion 90" auf dem Münchener Messegelände. Seinen Ausführungen zufolge sollen die Rüstungsbetriebe unter anderem bis 1995 das 1,8fache an Konsumgütern produzieren sowie doppelt soviele Agrarprodukte und dreimal mehr Medizintechnik herstellen.

• **Der Reservistenverband** der Bundeswehr mit seinen 120000 Mitgliedern tritt für eine variable Dienstpflicht ein, hält aber auch künftig an der Wehrpflicht fest. Dies betonte Verbandspräsident Armin Steinkamm vor der Bundesdelegiertenversammlung des Verbandes. Die Bundeswehr müsse auch in einem vereinigten Deutschland und in einem zusammenwachsenden Europa einen Beitrag zur äußeren Sicherheit leisten. Seine Organisation – so Steinkamm – sehe die künftigen Streitkräfte in einer „stark verkleinerten, bestens ausgerüsteten und präsenten Bundeswehr", die vor allem auf Berufs- und Zeitsoldaten setze, aber auch Wehrpflichtige mit einer kürzeren Dienstzeit als bisher in ihren Reihen haben werde. Er plädierte dafür, den Wehrdienst nur Freiwillige leisten zu lassen, während die anderen Wehrpflichtigen, ohne „verweigern" zu müssen, ihren Dienst im Sozial- und Umweltbereich zu versehen hätten.

• **Die ČSFR** hat 4674 Offiziere, die die Armee nach dem Einmarsch von Truppen des Warschauer Vertrages 1968 verlassen mußten, rehabilitiert und ausgezeichnet. 88 ehemaligen hohen Offizieren wurden die ihnen damals aberkannten Orden und Ehrenzeichen zurückgegeben. 690 Offiziere wurden befördert. Unter ihnen befand sich auch die Symbolfigur des „Prager Frühlings", der jetzige Parlamentspräsident Alexander Dubcek, der Oberst der Reserve wurde.



Im Bestand der japanischen Streitkräfte: der 13,5 Tonnen schwere Spähpanzer SUB-2

In einem Satz

Verständigt haben sich die neun Staaten der Westeuropäischen Union (WEU), ihre sicherheitspolitische Zusammenarbeit zu intensivieren, wobei sie insbesondere multinationale Brigaden aufstellen und gemeinsam Abrüstungsabkommen per Satellit überwachen wollen.

Heftig kritisiert hat der CDU/CSU-Fraktionsvorsitzende Dregger im Südwestfunk die französischen Kurzstreckenraketen Pluton und Hades, weil sie „nicht den potentiellen Angreifer, sondern nur den Verteidiger und dazu noch den Verbündeten" erreichen könnten.

Erwogen wird von den USA, ungarische Militärs in Ausbildungskurse aufzunehmen und Ausbilder der US-Armee an der Hochschule der ungarischen Landwehr einzusetzen, verriet der Planungschef der USA-Streitkräfte, Generalleutnant Butler, bei einem Besuch in Budapest.

Einstellen will das USA-Heer in Texas seine langjährige Praxis, jährlich bis zu 1000 Ziegen in die Beine zu schießen, um Militärärzte in der Behandlung von Schußverletzungen zu trainieren.

Eingesetzt hat allein das Army Inteligence and Security Command in der BRD 4478 Agenten in Uniform und 239 Zivilangestellte, besagt eine Studie des Bundesrechnungshofes der USA.

Zurückgetreten ist der Sonderberater für Abrüstungsfragen von Präsident Bush, Rowny, der die USA seit 17 Jahren bei fast allen Abrüstungsverhandlungen vertreten hat; weil er – so seine Mitarbeiter – der Ansicht sei, die Regierung gehe bei den Verhandlungen über die Reduzierung strategischer Waffen (START) zu schnell vor.

Text: Gregor Köhler
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv

Der Befehl

Vollständig lautet er: „Befehl für die Übung 08/90". Und er ist authentisch. Vorgelegt wurde er Journalisten von Vertretern der Bundestagsfraktion der Grünen auf einer Pressekonferenz in Bonn. Ein Befehl, der es in sich zu haben scheint, fand er doch rege Beachtung bei Parteien, in den Medien und sogar im Bundesverteidigungsministerium. Warum wohl?



Nun, es ist ein Befehl, der ein nukleares Trägersystem betrifft, das der Bundeswehr gehört und gemäß INF-Vertrag mit zu verschrotten ist, Pershing 1a heißt und 800 Kilometer weit fliegen kann. Eine Reichweite also, die einen Teil Mitteleuropas und des europäischen Ostens im Zielprogramm hat und damit Länder, deren gegenwärtige demokratische Entwicklung eigentlich außer Zweifel steht. „Sind die Regierungen eines Lech Walesa, eines Vaclav Havel etwa Feinde?" fragte deshalb auch das Bundesvorstandsmitglied der Grünen, Jürgen Maier. Denn dieser Befehl des Flugkörpergeschwaders 2 beinhaltet leider nicht das vorzeitige Abwracken dieser Raketen, das ohnehin im nächsten Jahr abgeschlossen werden muß. Nein, unter der Rubrik Übungsablauf heißt eine der Vorgaben: „Zielbekämpfung (Sim)". Doch auch jenes für „Simulation" stehende „Sim" kann die politische Untiefe solcher Manöver nicht begreiflich machen. Und irgendwie muß das wohl selbst auf der Bonner Hardthöhe erkannt worden sein. Zumindest ließ man dort die Behauptung der Grünen, die Bundeswehr übe atomare Vergeltungsschläge gegen Ziele in der DDR, der ČSFR und Polen, erst mal als „unzutreffend" dementieren. Indessen aber wurde eingeräumt, daß beim Waffensystem Pershing 1a bis zur Außerdienststellung am 31.5.1991 „eine gewisse Einsatzbereitschaft" aufrechterhalten werden müsse.

Muß sie das? Jedenfalls – so die Hardthöhe – dienten solche Übungen mit den rund 70 Pershing-Systemen der Bundeswehr lediglich dem Training taktischen Verhaltens auf dem Marsch und im Gelände, reale Zieldaten seien nicht eingegeben worden. „Nach dem Countdown ist Schluß", hieß es. Sehr beruhigend! Außerdem seien derlei Übungen nach den Vertragsbestimmungen zulässig, „weil wir für die Soldaten, die wir im Moment haben, eine gewisse Einsatzbereitschaft erhalten müssen", sonst sei der Sinn ihres Tuns in Frage gestellt. Meinte der Sprecher.

Ist denn aber der Sinn solchen Tuns dank der politischen Entwicklung in Europa nicht schon längst und ganz selbstverständlich genauso in Frage gestellt wie die Existenz der Soldaten, die dieses Waffensystem beherrschen üben?

Richt euch!

Ein Entscheidungsvakuum „oben" und spärlicher Informationsfluß nach „unten" verstärkten im Frühjahr 1990 Unsicherheiten und Disziplinverfall bis zu Auflösungserscheinungen in der NVA. Wir spürten das auch im Berliner Wachregiment „Friedrich Engels", einer Truppe, die mehr als andere im Blickpunkt der Öffentlichkeit steht.

Aber wonach?

Zum Zeitpunkt des Erscheinens (hoffentlich) eine Nach-Betrachtung





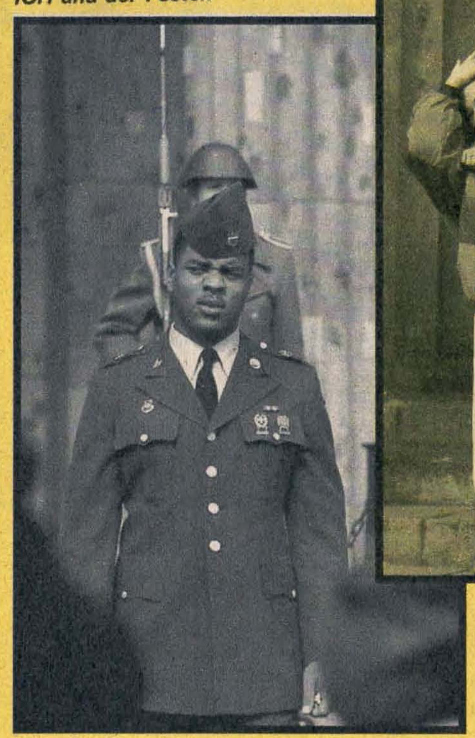
Etwa 75 Soldaten hatten das NVA-Wachregiment in die Schlagzeilen gebracht. Am 14. März inszenierten sie vor dem Mahnmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus Unter den Linden einen bis dato einmaligen großen Wachaufzug. Statt des Karabiners „S" präsentierten sie zu ungewöhnlicher morgendlicher Stunde selbstgefertigte Plakate und Losungen, mit denen sie auf Mißstände in ihrer Kaserne aufmerksam machten: fragwürdige hygienische und sanitäre Zustände, mangelhafte Essenqualität und Unterbringung ... So umstritten und zweifelhaft der Ort ihres öffentlichen Protestes war, so sehr bewirkte er, was zuvor Jahre an Papierkrieg nicht vermocht hatten – Reaktion von „oben". Binnen kurzem waren militärische Vorgesetzte im Generalsrang vor Ort, informierten sich und leiteten ein Sofortprogramm ein. Alles in Butter also? Unsere Nachforschungen ergaben, daß sich weit mehr als defekte Rohrleitungen und beschädigte Fliesenwände hinter dem Soldatenaufmarsch verbargen.

Bloß weg von der Armee!

Verbürgt ist, daß insbesondere diejenigen Soldaten aus der 4. Kompanie, die protestiert hatten, alles daransetzen, in diesen politisch bewegten und entscheidenden Monaten weg von der Armee und nach Hause zu kommen. Die Unsicherheit ihrer beruflichen Existenz beim Marsch in die Marktwirtschaft hat längst bis in die Kaserne durchgeschlagen. Die Armee lebt mit den Auswirkungen der gesellschaftlichen Krise im Lande. Mit einer Motivationskrise, die auch vor den „Elitesoldaten" der DDR nicht haltgemacht hat, plagt sie sich schon seit Beginn der 80er Jahre herum.

Die Soldaten des Wachregiments rechnen mir auf, was an Knochenarbeit beim Exerzieren sie auf sich nehmen müssen, damit einmal in der Woche für ein paar Minuten der Große Wachaufzug klappt. Wer kann es ihnen – 23- bis 25jährigen verdenken, daß sie in Aufwand-Nutzen-Relationen rechnen? Es wurde ihnen ja sonst überall abverlangt. Ihr Nullbock auf Wehrpflicht, also auf staatlichen Zwang, wächst. Ehrenkompanie und Wachaufzug – kann ja von ihnen aus alles sein. Aber dann sollen das Leute machen, die Gefallen daran finden, Freiwillige. Die bräuchten auch nicht so viel zu exerzieren wie die jedes halbe

ICH und der Posten





Auf die Pelle gerückt zur Fotopose
„Grußerweisung" eines Betrunkenen

Jahr neu Einberufenen, sagen sie. Seit 20. Februar 1990 sehen sie durch neue gesetzliche Regelungen einen Ausweg aus ihrer Situation. Sie legen dem Kommandeur im Dutzend ihre Erklärungen zum Zivildienst auf den Tisch.

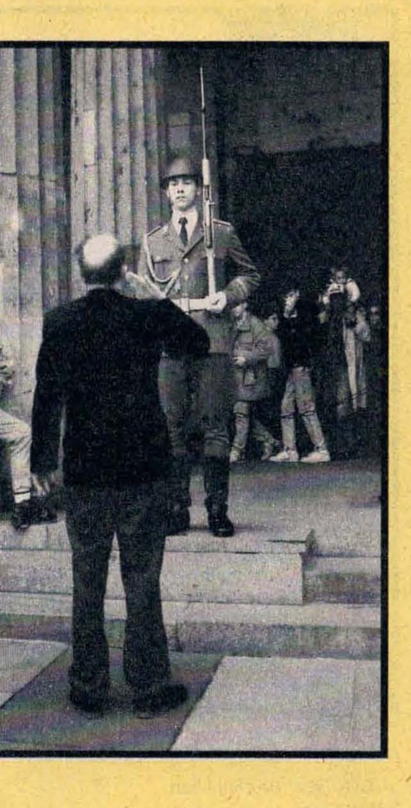
„Lieber renne ich den ganzen Tag in einem Krankenhaus mit dem Schieber durch die Gegend, als daß ich mir hier die Füße breitlatsche", hat Kompaniesprecher Gefreiter Jörg Berthold die Grundstimmung vieler aus der 5. Kompanie zum Ausdruck gebracht, nützlich sein zu wollen. Mancher, auch das war in den Gesprächen zu hören, meint, unbedingt zu Hause sein zu müssen, damit er von der Währungsunion nichts verpaßt. Andere hoffen, einen Grundstücks- oder Hauskauf noch ins Lot zu bringen, bevor zahlungskräftige Westdeutsche ihn kaltstellen ... Viele knüpfen die Erwartung an den Zivildienst, daß er ihnen „irgendeine Beschäftigung am Heimatort, vielleicht sogar im alten Betrieb", bringen wird.

Der Protest der Soldaten Unter den Linden „aus innerbetrieblichen Gründen" war also nur die halbe Wahrheit. Und undichte Abwasserrohre in unmittelbarer Küchennähe, unhygienische defekte Waschtröge von vor hmzig Jahren, bröckelnder Deckenputz wegen durchdringender Nässe und verrotteter oder gar nicht vorhandener Entlüftung in Feuchträumen, mangelnde Essenqualität, heruntergewirtschaftete Soldatenstuben waren nur der Gründe mehr, der NVA möglichst schnell den Rücken kehren zu können.

Daß sich die 5. Kompanie dem „Streik" nicht anschloß, lag einzig daran, daß für sie die 12 Monate Wehrdienst so gut wie gelaufen waren. Solidarität kam wohl auch wegen des zweifelhaften Versammlungsortes nicht zustande und weil die Herren vom 2. Diensthalbjahr der Meinung waren, daß die jungen Spritzer vom 1. erst mal einen ordentlichen Ausbildungsstand erreichen sollten. Noch nichts geleistet, aber aufmucken! Die Dienst- und Lebensbedingungen in der Kaserne, die empfanden sie selbstverständlich alle als bedrückend. Die Schuld daran wiesen sie zum großen Teil den Offizieren zu, die sie als Bremser ihrer Aktivitäten ansahen. Wußten die Soldaten überhaupt, was ihre Vorgesetzten an Vorschlägen für Veränderungen auf den Weg gebracht hatten? Schlichtweg – nein! An wem lag es, daß Gutgemeintes auf dem Dienstweg oberhalb der Regimentsebene „verhungerte"?

Schneller Buschfunk, lahmer Dienstweg

Zwischen der Führung des Regiments, den Kompaniechefs und den Soldaten gab es ein ausgeprägtes Informationsgefälle. In beiden Richtungen übrigens. Ei-



nerseits waren die Soldaten über den „Buschfunk" längst im Bilde über neue Anordnungen und Befehle (z. B. über den Zivildienst), da wurde der Kommandeur durch das Ministerium in Strausberg unter dem Siegel der Verschwiegenheit erst eingeweiht, und es dauerte Wochen, bis er schriftliche Weisungen in Händen hielt! Andererseits nennt mir Oberstleutnant Franke Gesprächstermine für Foren, wo die Regimentsführung Rede und Antwort stehen wollte, mit Soldatenbeteiligung von 0 bis 4! Wie soll da Verständnis aufkommen für das, was in der Schwebe war und ist!

Eine für 1989 geplante Rekonstruktion und Instandsetzung der Kaserne in Millionenhöhe fiel den zehnprozentigen Streichungen im Verteidigungshaushalt zum Opfer. Das wäre zu verschmerzen gewesen, wenn ein ins Auge gefaßter Umzug des Wachregiments in ein moderneres Objekt spruchreif geworden wäre. Wurde es aber nicht – aus Gründen, die im Regiment keiner kennt. Dieser Schwebezustand zwischen nicht bewilligten Investitionen, gestrichenen Bilanzen, ausstehenden Entscheidungen und um sich greifendem Verfall in der Kaserne hält an. Die nach dem Protestaufmarsch der 75 sofort bewilligten Mittel und Materialien waren nicht mehr als Kosmetik an einem Bau, der von außen eine teure, handgearbeitete Fassade erhält. Denkmalsschutz!

Major Klaus Bollmann ist im Regiment für fast alles verantwortlich, worüber man überhaupt mekkern kann: Unterkunft, Verpflegung, Bekleidung. Er hat nicht das geringste Interesse, die kritisierten Zustände herunterzuspielen. Daß es um Unterkünfte und Küchentrakt nicht gut bestellt ist – offiziell heißt es „bis Ende 1990 bedingt nutzbar" –, darauf macht er mich bei einem Rundgang gründlich aufmerksam, weil er sich Hilfe davon verspricht. Er weiß natürlich, daß das 200 Jahre alte Gemäuer der kasernierten Unterbringung von Armeeangehörigen unter heutigen Bedingungen regelrecht ins Gesicht schlägt. Die ihm jährlich zugestandenen 80 000 Mark für laufende Reparaturen sind ein Tropfen auf den heißen Stein.

Die Forderungen der Soldaten nach besserem Essen, stellt er auf die Ebene, wo sie hingehört – auf die ministerielle. Beim derzeitigen Verpflegungstagessatz von 4,50 Mark sei qualitativer Gewinn eine Illusion. Das Preisniveau steige, allein ein Apfel koste derzeit 42 Pfennige. Wie könne er da an anderes Obst oder an bestimmte Gemüsesorten denken? Mehrfach habe er gefordert, den Tagessatz anzuheben. Auch sei die Schmerzgrenze längst erreicht, was das Küchenpersonal betreffe. Wenn Ende Januar 1990 zwei Küchenunteroffiziere vorzeitig und ersatzlos entlassen wurden und man mit Hilfskräften operieren müsse, dann falle man zwangsläufig von einer Ohnmacht in die andere und brauche sich über Kritik am Essen nicht zu wun-



Fixiert und fasziniert

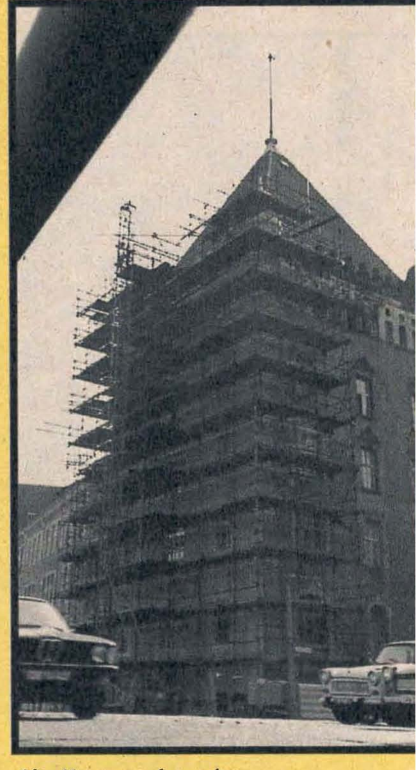


dern. Der Küchenleiterposten ist die schlechtbezahlteste Fähnrichplanstelle im Regiment. Und das, obwohl in der Küche der Betrieb über 12, 13 Stunden ständig laufen muß. „Außerdem", verweist der Major auf Erwartungshaltungen, „wenn der Soldat nicht seine Lieblingswurst auf dem Teller findet, ist die Verpflegung sowieso nichts wert!" Und da ist natürlich was dran. Fasse sich jeder an die eigene Nase.

Für die streikende 4. Kompanie hat sich binnen 14 Tagen eine bessere Bleibe in der Kaserne gefunden, ein Gebäudetrakt, der in Eigenleistung für die Mai-Einberufenen renoviert wurde. Farblich sah alles nicht schlecht aus. Die Waschräume boten statt eines Troges Waschbecken in reichlicher Anzahl, auch ein paar Duschen. Die Unterkunftsräume sind die gleichen wie im gesamten Kasernenbau. Wehe, wenn da erst zehn (!) Betten drinstehen!

Ehrenposten – Nicht füttern!

Die Soldaten der 5. Kompanie – sie stellten bis zu ihrer Entlassung Ende April im wesentlichen die Repräsentationsauftritte in guter Qualität sicher – fragte ich nach ihren Eindrücken als Ehrenposten vor dem Mahnmal. Viel Gutes kam dabei nicht heraus. Wenn auch seit Mitte März zur Zeit des Großen Wachaufzuges durch die Stadtkommandantur Berlin Handzettel mit Informationen über das Zeremoniell und seine inhaltliche Bedeutung sowie über das Mahnmal verteilt werden, bleiben doch genügend Zuschauer, die lediglich die „Elitesoldaten" der DDR, die „Roten Preußen", sehen wollen, mehr nicht. Aus vielen Gründen kommen sich die jungen Arbeiter (nur einer in der Einheit ist Abiturient) mit dem Karabiner kaum wie Ehrenposten vor. Was sollen sie sich auch denken, wenn sie – vor allem seit der offenen Grenze – belächelt, begafft, beklatscht, verhöhnt oder provoziert werden? Die Touristen, zumal die jüngsten, haben ein einnehmendes Wesen. Sie würden sich beim Fotografieren am liebsten die Karabiner ausleihen. Solche Art Show ist nicht jedermanns Sache. Man kann lernen, sie zu ertragen, aber zufrieden sein damit ... ‚Fehlt bloß noch das Schild „Nicht füttern!"' macht ein Soldat seiner Verbitterung Luft.



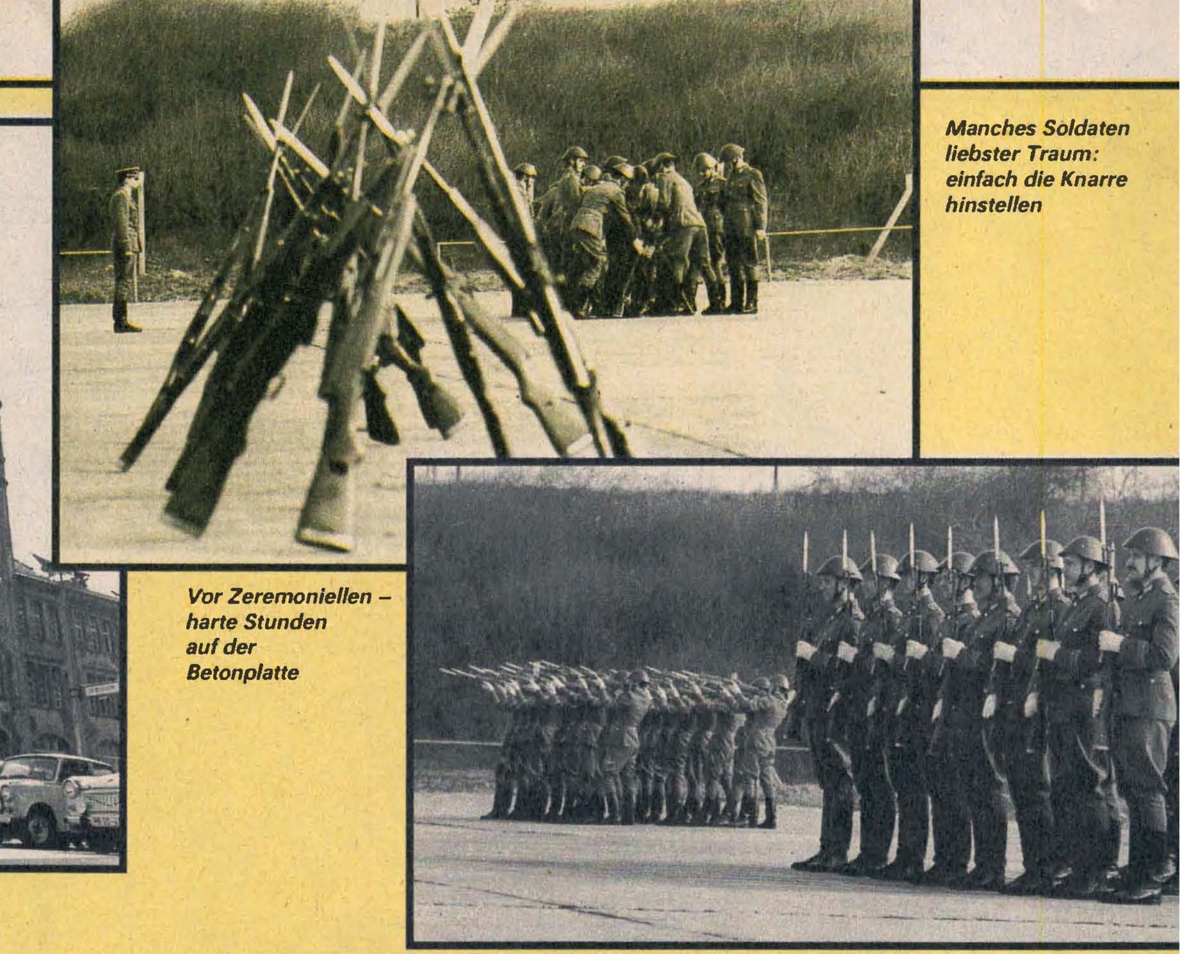
Alte Kasernenfassaden. Und wie's da drinnen aussieht ...?

Nach Riecher entscheiden?

Übergangsprobleme? Die Militärreformer sitzen über neuen Wehrgesetzen. Parteien und Organisationen machen sich im Zuge gesamtdeutscher Neutralitätsvorstellungen stark für die Abschaffung der Wehrpflicht. Die ersten NVA-Angehörigen schwören einen neuen Fahneneid. Zivil-



Jede Postenablösung hat ihren Zuschauerkreis



Manches Soldaten liebster Traum: einfach die Knarre hinstellen

Vor Zeremoniellen – harte Stunden auf der Betonplatte

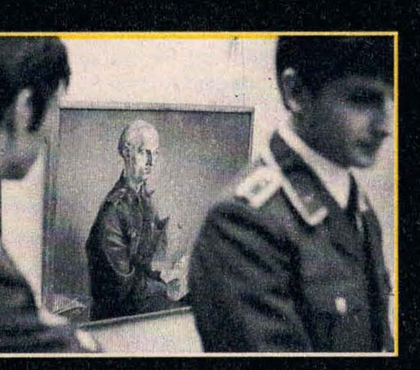
dienst tritt gleichrangig neben den Wehrdienst ... Die neue Regierung wird noch viel zu klären haben, was die Streitkräfte betrifft. Zu viele Entscheidungen vor dem 18. März beförderten Wirrnis. In Beelitz „erstritten" Soldaten nach Kniefall des Ministers umfangreiche Freizügigkeitsregelungen. In Stahnsdorf und Dabel „entschieden" sie über Dauer und Zweckmäßigkeit von Übungen. So beschränkt – ich meine nicht nur eingeschränkt – die Horizonte für bestimmte Forderungen auch manchmal gewesen sein mögen, das demokratisch errungene Recht auf freie Meinungs- und Unmutsäußerungen gipfelte in jüngster Zeit nicht selten in offener Verweigerung des Gehorsams. Verstöße gegen militärische Bestimmungen, die vor Monaten noch als einzige Konsequenz den Militärstaatsanwalt zur Folge gehabt hätten – Fahnenflucht, Wehrdiensttotalverweigerungen –, werden jetzt unter den Teppich gekehrt. Das Kuriose dabei ist, daß das auf der Grundlage ein und derselben Dienstvorschriften und Gesetze geschieht. Was wird in dieser Situation für den Vorgesetzten zum Bezugspunkt für seine Entscheidungen? Der gesunde Riecher? Allein gelassen mit den Vorschriften, tun sich die Widersprüche besonders auf der unteren Ebene auf – zwischen den Soldaten und ihren direkten Vorgesetzten. Nach dem Motto „Das Hemd ist mir näher als der Soldatenrock" fällen die Soldaten ihre Entscheidungen. Trifft geltendes Recht für sie zu und – vor allem – spricht es für sie (beispielsweise bei Sicherung des Arbeitsplatzes), berufen sie sich darauf. Im gleichen Atemzug ignorieren sie geltendes Recht, wenn es ihren Vorstellungen entgegensteht (z. B. daß nur 18- bis 23jährige Zivildienst leisten können). Ein untragbarer Zustand, der auf Anarchie hinausläuft.

Der Begriff „Elitesoldaten" für die Angehörigen des NVA-Wachregiments „Friedrich Engels" – immer mit der Unterstellung von „Privilegien" verwoben – ist übrigens keine DDR-Erfindung. Welche Sonderrechte Westmedien glauben machen wollen – abgesehen vom einheitlichen Tragen von Berufssoldatenuniformen –, das konnte ich beim besten Willen nicht rauskriegen. Vielleicht wissen Sie es nach dem Lesen dieses Beitrages.

Text und Bild:
Bernd Schilling

Das Telegramm, 1977, Öl auf Hartfaser, 61 × 71 cm

Kriegs-Gefangene



„Und dies hier,

liebe Genossen, ist unser Kriegsgefangener!" – so erklärte ein braver Ausstellungsführer in der VIII. Kunstausstellung der DDR Horst Sakulowskis Bild „Das Telegramm". Die seinerzeit so informierten Besucher waren Kamenzer Offiziersschüler, die diese Leistungsschau der DDR-Kunst besuchten. Hinterher, so erinnere ich mich, hatte es noch einen Disput mit den künftigen Luftstreitkräfte-Offizieren gegeben. Die Jungs sahen anders als der Bild-Erklärer in dem Soldaten keinen Kriegsgefangenen, sondern viel eher ihren künftigen Unterstellten, um den man sich zu kümmern habe. Ich selber betrachtete damals das über das Bild verbreitete Meinungs-Etikett der Ausstellungs-Offiziellen schlicht als Diffamierung, als den Versuch, sich mit dem Verweis in die Vergangenheit vor tiefgründigen aktuellen Auseinandersetzungen zu drücken. Immerhin wußte ich, daß Monate vorher ein anderer Versuch, das zu tun, glatt gescheitert war. Da hatte nämlich der zuständige Kultur-Chef des Strausberger Verteidigungsministeriums von der damaligen Kulturabteilung des SED-Zentralkomitees verlangt, das Bild nicht in Dresden zu zeigen. Er wurde dort abgeschmettert, denn in diesem Fall hielten die zentralen Kulturverwalter zusätzlichen Ärger mit den Künstlern für schlimmer als die Verstimmung einiger Armeeoberer. Das alles geschah 1977/78. Drei Jahre später, in der großen Kunstausstellung zum 25. Jahrestag der NVA einigten sich die seinerzeit zuständigen Funktionäre auf einen Kompromiß: Man zeigte eine Handzeichnungs-Fassung, die viel weniger

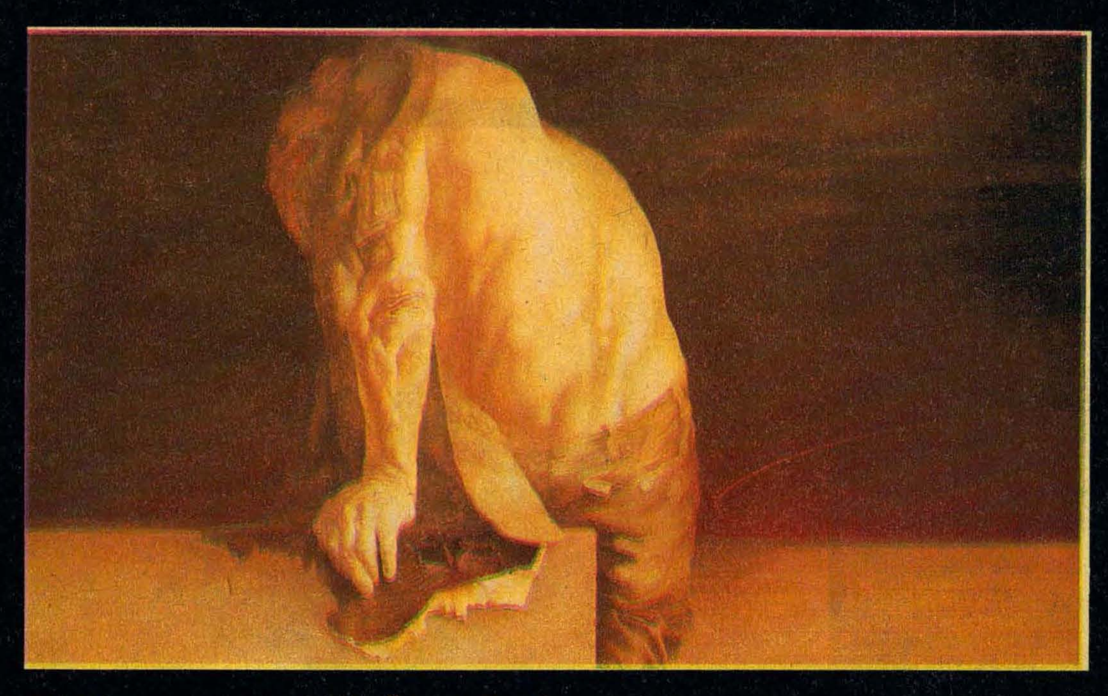
auffiel als das Ölbild. Klar, daß die ganze Sache damals auch von der armeeeigenen Presse mit Schweigen übergangen werden mußte.

Warum soviel Gewese um eine Angelegenheit, die aus alten DDR-Zeiten überkommen und schon ein rundes Dutzend Jahre her ist? Lohnt es sich noch, über die im Bild „Das Telegramm" gemalte Frage nachzudenken, warum auch der Dienst in der NVA Menschen in ihrer Würde beschädigt hat? Heute, da Sinn und Zweck dieser Streitkräfte längst zweifelhaft geworden sind und auch anderes Militär zumindet in Mitteleuropa zunehmend seinen Sinn verliert.

Damals habe ich mich über das Wort „Kriegsgefangener" geärgert, vielleicht muß man heute dem Wortschöpfer noch nachträglich dankbar sein. Denn „Kriegsgefangener" – das ist im Wortsinn doch wohl einer, der in kriegerischen, also militärischen Strukturen gefangen ist. Einer, der, egal ob freiwillig oder vom Gesetz gezwungen, das Kriegshandwerk trainiert oder gar auszuüben hat, der im militärischen Denken befangen ist. Bekanntlich ist das längst nicht auf die Träger steingrauer NVA-Uniformen beschränkt, auch wenn westlich der Elbe satte Dienstbezüge und allerlei sonstige großzügige Regelungen, auch eingeschworener Korpsgeist, da manchen Zweifel überdecken.

Andersherum funktioniert die Verdrängung auch. Der Maler und Grafiker Horst Sakulowski hat von 1969 bis 1971 bei den Grenztruppen seinen Wehrdienst geleistet, und bei fast allen biografischen Angaben über ihn wird das schlicht vergessen. Sein Kunststudium an der Leipziger Hochschule hatte der 1943 geborene da schon hinter sich, und er tat das für ihn Normale: Er zeichnete seine Kameraden und immer wieder sich selber in Uniform, schon damals eine Selbstbefragung über den Sinn des Soldatseins. Seine Haltung war und ist die eines schonungslos bohrenden Moralisten und so hat ihn dieses Thema seitdem nicht losgelassen.

Den Zeichnungen von 1970/71 folgte 1977 das obenerwähnte Ölbild. Daß dieses so umstrittene Bild den Weg über alle Jurys bis in die zentrale Leistungsschau der DDR-Kunst schaffte, lag auch an einem Paukenschlag, mit dem sich der unbekannte junge Maler ins Bewußtsein der DDR-Öffentlichkeit und in ein landesweites Gespräch brachte: Das Bild einer jungen Ärztin, seiner Ehefrau übrigens, hatte unter dem Titel „Porträt nach Dienst" Nachdenken über die harte Mehrfachbelastung von Frauen hierzulande ausgelöst. Sakulowski, der im ostthüringischen Städtchen Weida, Landkreis Gera lebt, war einer von den jungen „Leipzigern", die mit ihrer detailgenauen Lasurmalerei in der Technik deutscher Renaissancemaler allerlei inländisches Kunstverständnis über den Haufen warfen. Denn das war weithin entweder von schöner Farbenharmonie a la Impressionisten oder vom kräftigen Willi-Sitte-Pathos geprägt. Für Sakulowski und manch anderen, die bei Tübke, Heisig und Co. an der Leipziger Hochschule studiert hatten, hieß aber der künstlerische Bezugspunkt nicht Dürer oder Cranach, sondern zum Beispiel Salvatore Dali. Das war jener Spanier, der in seinen Bildern früh vor dem spani-



Die Verantwortung, 1984, Öl auf Hartfaser, 76,5 × 125 cm

Selbstporträt als Soldat, 1971, Bleistift, 61 × 41 cm



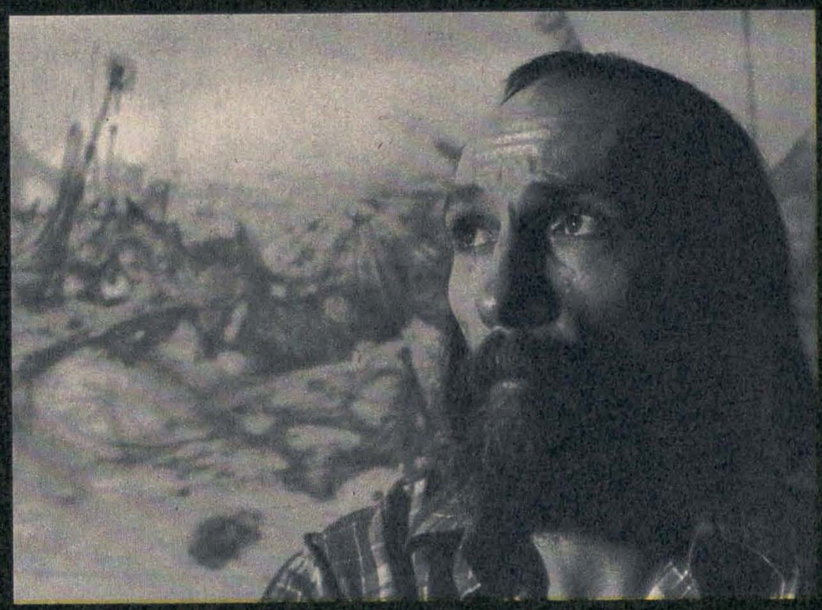
schen Faschismus gewarnt hatte. Hierzulande war er jedoch ungelitten bei den Kunstverwaltern, sowohl wegen seiner hintersinnigen Kunst als auch wegen seines marktschreierischen Auftretens und zunehmend reaktionärer politischer Aussagen. Einer der Begründer des Surrealismus, galt er als Scharlatan.

Übernommen wurde die surrealistische Methode. Bei Sakulowskis „Porträt nach Dienst" vermeint man, gleich das Klingeln der fünf oder sechs gemalten Telefone zu hören. Und auf den ersten Blick ganz detailgenau Wiedergegebenes weist bei genauem Hinsehen ganz merkwürdige Verzeichnungen auf, die beunruhigen. Nein, es sind keine Bilder, die man sich zur Erbauung über's Sofa oder in die Schrankwand hängen würde, denn sie sind nicht zum Ergötzen oder Bewundern gemacht. Sie sind aber auch kein modisches Geschrei um des Geschreis willen. Sie stellen eben Fragen; sind Dialogbilder. Gemeint ist der Dialog mit dem Betrachter, für den zunächst manches im Anliegen offen bleibt, der so zum Nachdenken angehalten ist.

Später hat Sakulowski sich mit dem Schießen-müssen des Soldaten befaßt. Eines der Bildergebnisse heißt „Die Veranwortung"

Lesen Sie bitte auf Seite 69 weiter!

HORST SAKULOWSKI



Versteinerung, Detail der Rakete, 1987/89

Versteinerung, Detail des Raketensilos, 1987/89

Soldaten im Haus Europa:

Die Streitkräfte der DDR



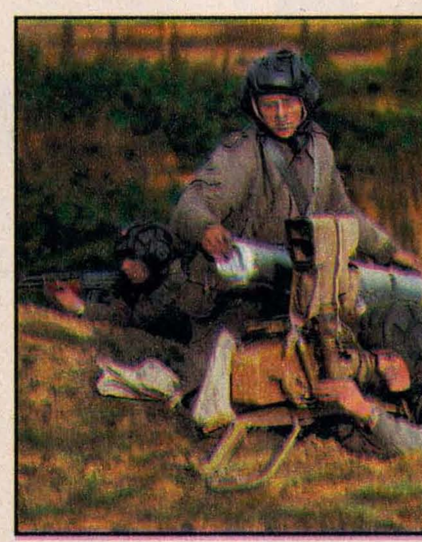
Die Tage der NVA sind gezählt...

Es mag zu den militärischen Kuriositäten zählen, aber am Anfang der NVA-Geschichte stand in der Tat ein Befehl, der nicht zur Ausführung kam. Dies resultierte keineswegs aus böser Absicht oder fachlicher Unvollkommenheit, sondern aus (erklärtem) gutem Willen; dennoch war es bis in die jüngste Zeit hinein ein Tabuthema.

Der Befehl trug die Nr. 1/1956, das Datum vom 10. Februar, und er sah den Aufbau der Nationalen Volksarmee in einer Stärke von 120000 Mann vor. Nachdem am 1. März das Verteidigungsministerium sowie die Stäbe der Luft- und Seestreitkräfte und der Militärbezirke Pasewalk und Leipzig gebildet, am 30. April die 1. mech. Division formiert und auch die ersten maritimen Kräfte entstanden waren, entschied die Regierung am 28. Juni, die NVA-Stärke auf 90000 Mann zu begrenzen; ein Angebot an die BRD, im jeweiligen militärischen Potential der beiden deutschen Staaten Maß zu halten und in keinem von ihnen die Wehrpflicht einzuführen. Indes, die Geste wurde in Bonn nicht angenommen.

Von Mal zu Mal vertiefte sich die Gegnerschaft. Die BRD führte im Sommer 1956 die Wehrpflicht ein. Bald darauf erklärte ihr Verteidigungsmini-

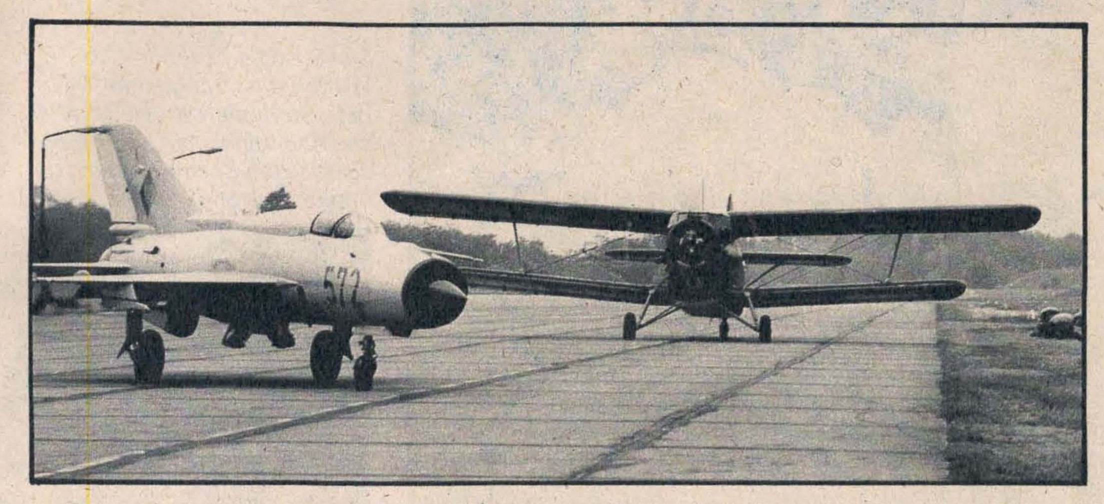
Sowjetische Technik – ob Waffen, Fahrzeuge oder Gerät – dominiert in der NVA seit Anbeginn; vom Kampfpanzer bis zum Kosakenwanne-Sankra aus Saporoshez





ster, daß es für ihn nur noch den Fall Rot gebe. Ende 1959 hielt die Bundeswehr 240 000, wenig später gar eine halbe Million Mann unter Waffen. Vornehmlich die westdeutsche Restaurations-, Remilitarisierungs- und Revisionspolitik zwangen die DDR zu entsprechenden Verteidigungsanstrengungen. Bedeutenden Einfluß hatten aber auch die Stalin-These von der gesetzmäßigen Verschärfung des Klassenkampfes beim sozialistischen Aufbau sowie das militärische Überlegenheitsstreben im Warschauer Vertrag. Mithin kam die NVA über die Jahre auf eine Stärke, die fast das Doppelte der am 28. Juni 1956 beschlossenen ausmachte: 173 100 Mann am 1. Juli 1988 – 2 500 in den Führungsorganen, 103 300 in den Land-, 4 700 in den Luft-, 14 200 in den Seestreitkräften, 29 900 in der Luftverteidigung und 18 500 in Truppenteilen zentraler Unterstellung bzw. der rückwärtigen Dienste. Bis Mitte der 70er Jahre war die Losung von der „Erhöhung der Gefechtsbereitschaft ohne obere Grenze" bestimmend, die aber mindestens drei Aspekte nicht genügend berücksichtigte: Die Stabilisierung der DDR nach dem 13. August 1961, das Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre erreichte militärstrategische Gleichgewicht und die Anerkennung des territorialen Besitzstandes sowie der Souveränität der DDR im europäischen Vertragswerk und in der KSZE-Schlußakte von Helsinki.

Die 34jährige Geschichte der NVA ist folglich von tiefen Widersprüchen geprägt. Auf der einen Seite stehen antifaschistischer Geist, Friedenswille, Solidaritätsgefühl, Einsatz- und Opferbereitschaft sowie militärische Arbeitsleistung ganzer Soldatengenerationen für das



Volk, auf der anderen Seite eine über lange Zeit verfehlte Militär- und Sicherheitspolitik, die immer stärkere Einschränkung des Volkscharakters der NVA und ihre Verwandlung in eine „Klassenarmee", ihre Beteiligung an der Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 und die Schaffung eines ideologisch gefärbten Feindbildes, das die Soldaten mehr und mehr in persönliche Konflikte stürzte und sie am Sinn ihres Soldatseins zweifen ließ. Mit der Krise des Staates geriet auch die Nationale Volksarmee in die Krise.

Als mit den revolutionären Veränderungen in der Sowjetunion das neue politische Denken und eine neue Militärdoktrin der WVO entstand, die vom Konzept der militärischen Überlegenheit abrückte und das der Hinlänglichkeit verfolgt, wurde der Weg frei zu markanten Abrüstungsschritten. Und so erinnerte man sich in der DDR wieder dessen, was schon einmal – am 28. Juni 1956 – begonnen hatte.

Im Frühjahr 1989 verkündete Honecker, daß bis Ende 1990 die Militärausgaben um 10 Prozent sowie die NVA um 10000 Mann, 6 Panzerregimenter mit 600 Panzern und 1 Jagdfliegergeschwader mit 50 Kampfflugzeugen, verringert werden. Nach der Wende vom Oktober/November 1989 wurde eine Militärreform eingeleitet. Im Dezember 1989

Die Deutsche Demokratische Republik und ihre Streitkräfte

Allgemeines. Fläche: 108 333 km², Einwohner: 16,7 Millionen. Bevölkerungsdichte: 154 Einwohner/km². Militärische Dichte: 1,2 Soldaten auf 1 km² (ohne in der DDR stationierte sowjetische Truppen). Streitkräfte: 130 000 Mann. Dauer der Wehrpflicht: 12 Monate.

Landstreitkräfte. Stärke: 82 000 Mann. Gliederung: 2 Militärbezirke mit je einer Panzer- und zwei mot. Schützendivisionen sowie einer Raketenbrigade und anderen direkt unterstellten Truppenteilen; Luftsturm- sowie Nachrichten- und Pionierregimenter. Hauptbewaffnung: 2 542 Panzer T-54/-55/-72, 76 Startrampen für taktische Raketen, 620 PALR-Komplexe, 5 900 Schützenpanzer und SPW, 2 435 Geschoßwerfer sowie Geschütze Kaliber 75 mm und darüber und Granatwerfer ab Kaliber 50 mm, 74 Kampfhubschrauber.

Luftstreitkräfte/Luftverteidigung. Stärke 33 000 Mann. Gliederung: 2 Luftverteidigungsdivisionen. Hauptbewaffnung: 257 Jagd- und Jagdbombenflugzeuge MiG-21/-23/-29, Su-22; Transportflugzeuge An-2/-26, verschiedene Fla-Raketensysteme.

Seestreitkräfte. Stärke: 15 000 Mann. Gliederung: 3 Flottillen, 1 Küstenverteidigungsregiment, 1 Marinehubschraubergeschwader, Küstenraketentruppen. Hauptbewaffnung: 19 Küstenschutz- und UAW-Schiffe, 30 Minenabwehrschiffe; Raketenschnellboote, Transport-, Hilfs- und Versorgungsschiffe, 33 Hubschrauber Mi-8/-14.

wies die Modrow-Regierung an, die 24 in der 5. Raketenbrigade befindlichen operativ-taktischen Raketen Oka (NATO-Code: SS-23) ersatzlos zu vernichten. Drastisch eingeschränkt wurden Anzahl und Umfang von Truppenübungen. Am 26. Januar 1990 wurden die am Ende des zweiten Diensthalbjahres stehenden Soldaten vorzeitig entlassen; seitdem gilt de facto die einjährige Wehrpflicht. Bei der Frühjahrsmusterung konnten sich die dazu aufgerufenen Wehrpflichtigen erstmals frei entscheiden, ob sie 12 Monate Wehrdienst oder Zivildienst leisten wollen. Am 9. März teilte der damalige Verteidigungsminister mit, daß die Stärke der NVA 130 000 Mann betrage. Im April wurde aus dem Verteidigungs- das jetzige Ministerium für Abrüstung und Verteidigung, an dessen Spitze mit Pfarrer Rainer Eppelmann nicht nur erstmals ein Zivilist, sondern auch ein Pazifist und Christ trat. In seiner Antrittsrede konnte er auf „viele demokratisch gesonnene" Generale und Offiziere der NVA verweisen, die sich „aufopfernd und mutig an die Seite des Volkes gestellt, damit zu einem friedlichen Verlauf der Revolution beigetragen und mit dieser Haltung ein

Aktionsgebiet der NVA als Koalitionsarmee: Territorium und Luftraum der DDR sowie Hoheitsgewässer und internationale Gewässer des Bereichs westliche Ostsee

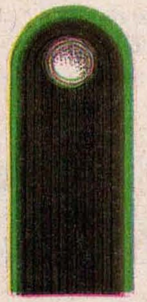


Blutbad wie in China oder Rumänien verhindert" haben.

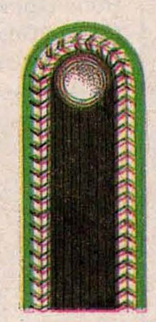
Die Streitkräfte der DDR sind nunmehr einzig und allein dem Volk verpflichtet. Dennoch sind ihre Tage ganz offensichtlich gezählt. Auf dem Weg zur Republik Deutschland, so sieht es Ministerpräsident Lothar de Maizière, wird sich „auf dem heutigen Gebiet der DDR für eine Übergangszeit neben den sowjetischen Streitkräften eine stark reduzierte und strikt defensiv ausgerichtete NVA befinden, deren Aufgabe der Schutz dieses Gebietes ist". Die Rede ist von 100 000 Mann, von 70 000 oder gar noch weniger. Sei es wie es sei: Abrüstung und Konversion ist das Gebot der Zeit, ihm stellen sich auch die DDR und ihre Streitkräfte.

Text: E. Prang
Bild: Archiv

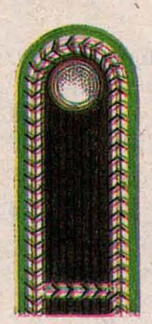
Dienstgradbezeichnungen in der Deutschen Volkspolizei



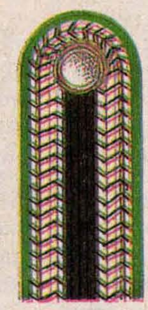
Volkspolizei-Anwärter



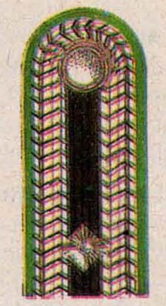
Volkspolizei-Unterwachtmeister



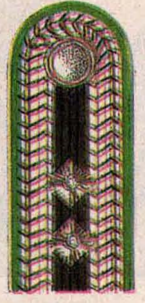
Volkspolizei-Wachtmeister



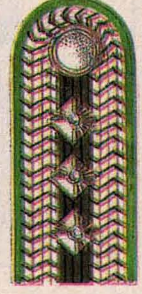
Volkspolizei-Oberwachtmeister



Volkspolizei-Hauptwachtmeister

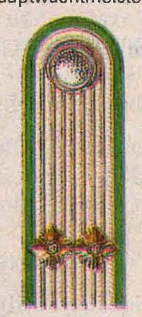


Volkspolizei-Meister



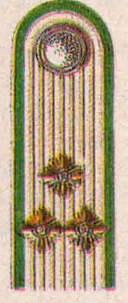
Volkspolizei-Obermeister



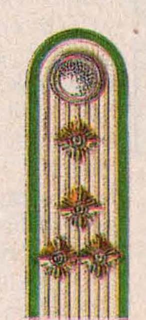


Volkspolizei-Kommissar

Volkspolizei-Unterkommissar



Volkspolizei-Oberkommissar



Volkspolizei-Hauptkommissar



Volkspolizei-Rat



Volkspolizei-Oberrat



Volkspolizei-Direktor



Chefinspekteur



General-inspekteur

Die entsprechenden Dienstgradbezeichnungen der Kriminalpolizei lauten: Kriminalanwärter, -unterassistent, -assistent, -oberassistent, -hauptassistent, -sekretär, -obersekretär, -unterkommissar, -kommissar, -oberkommissar, -hauptkommissar, -rat, -oberrat, -direktor, Chefinspekteur, Generalinspekteur.

Kriegs-Gefangene
Fortsetzung von Seite 63

und entstand 1984. Es wurde in der Geraer Bezirkskunstausstellung gezeigt und kam dann – nun ganz ohne entsprechende Proteste – noch nachträglich in die „Zehnte", die DDR-Kunstausstellung von 1987/88. Jetzt gehört das Bild, wie auch die erwähnten Handzeichnungen, dem Dresdner Militärhistorischen Museum. Dr. Turra, der den Kunstbesitz des Museums verwaltet, zählt die von Sakulowski angekauften Arbeiten, die alle im Eigenauftrag entstanden waren, zum Wichtigsten, das die Sammlung erwerben konnte.

„Die Verantwortung" ist schnell beschrieben: Ein Soldat beugt sich über eine Schießscheibe, aus deren Löchern Blut fließt. Nach den bekannten Ereignissen in China und Rumänien, nach den Enthüllungen über die Vorbereitung des 9. Oktober 1989 in Leipzig muß man wohl nicht mehr erklären, was damit gemeint ist. Übrigens hatte Jahre vor Sakulowski der Dresdner Maler C. Wetzel schon einen Soldaten-Rückenakt gemalt, der Titel war „Nach dem Einsatz". In der Anlage des Bildes blieb allerdings die Art des Einsatzes offen ... Bei Sakulowskis Bild wird der nervig-muskulöse Arm und der schutzlos nackte Rücken zum Gleichnis für eigenes Tun und für Bedrohtsein. Wieder ein Kriegsgefangener! Ausgesprochen oder unausgesprochen steht christliche Symbolik hinter solchen Bildfindungen. Ganz direkt beim Christophorus-Bild von 1987 jenem Sinnbild von Leiden, möglicher Rettung und gegenseitiger Verstrikkung, das wie eine Vorahnung aktueller Bewältigung der Wurzeln unserer Geschichte gelesen werden kann. Der Maler und Grafiker ist erbarmungslos, sich selbst, seinen Motiven und auch dem Betrachter gegenüber, erbarmungslos in der Suche nach Wahrhaftigkeit.

Wer sich heutzutage wundert, daß im Lande DDR solcherart künstlerische Willensbekundung auch öffentlich möglich gewesen ist, der sei auch noch informiert, daß Horst Sakulowski noch 1988 die Verdienstmedaille der NVA in Silber verliehen ist.

Seltsam? Nun, im Lande war auch kritische Kunst geduldet, unter denjenigen, die direkt mit Kunstförderung befaßt waren, überwog die Achtung vor künstlerischer Schöpferkraft. Und die Mächtigen sahen sich gern als Mäzene. Befürchtete man Wirkungen, die sich gegen eigene Machtinteressen richteten, funktionierten allerlei bürokratische Unterdrückungs- und Verbotsmechanismen. Auch in der Armee betrachtete man letztlich die Künstler als eine Art Hofnarren, die die eigene Großzügigkeit der Macht bestätigten. Das administrative System wies jedem seine Rolle zu, man erinnert sich nur zu gut, daß Ausnahmen sehr selten waren. Es lohnt sich auch, darüber nachzudenken, warum unter den kommerziellen Kunstbedingungen des Westens künstlerische Äußerungen beispielsweise über die Bundeswehr wesentlich dünner gesät waren als hierzulande die zur NVA.

Das Militär braucht Soldaten. Und es braucht Waffen. Horst Sakulowski, der sich in seinen Grafiken und Bildern menschlichen Existenzfragen zuwendet, begann sich aus seiner Sicht auch für die technische Seite militärischen Tuns zu interessieren. Immerhin hatte er sich schon immer mit plastischen Arbeiten befaßt, und so reifte sein Plan, eine Raketenstellung als Mahnmal im Wortsinne zu schaffen. Ein Mahnmal, das seinen Gegenstand selber infragestellt. Angefangen hatte es damit, daß er beim Experimentieren eine versteinerte Schreibmaschine fand, eine, bei der das eingespannte Blatt gleich mitversteinert war.

Als die ersten Rakten mit dem INF-Vertrag abgebaut wurden, begann er, eine komplette versteinerte Raketenstellung zu modellieren. Konversion einer der gefährlichsten Waffen der Gegenwart in ein Kunstobjekt. Um die Rakete und ihre Transporthülle liegen Reste des Transportfahrzeugs, auch banales Gerät wie ein Benzinkanister und die Schreibmaschine, die seinerzeit einem ebenso versteinerten Journalisten gedient haben könnte. Dann das gefüllte Silo einer Interkontinentalrakete, versteinert bis auf die Raketenspitze, die noch metallisch glänzt. Was im Original perfekte, bedrohliche Waffentechnik war, gerät in Sakulowskis Varianten zum urzeitlichen Fossil. Die Bedrohung bleibt ahnbar, auch weiß jeder, der sich das Objekt ansieht, daß trotz aller Abrüstung, Waffenkonversion und -vernichtung die Arsenale noch immer gefüllt sind. Sakulowski hat in dieser Installation von militärischem Gerät auf die Anwesenheit von Menschen verzichtet, nur Stiefelabdrücke weisen darauf hin, daß auch Personal für solche Technik zugehörig ist. Das Sinn-Bild vom Kriegsgefangenen gerät im Bezug auf Kriegstechnik in andere Dimension. Denn hier geht es nicht um den Einzelnen in militärischer Verstrickung, hier wirkt die Bedrohung auf Unbeteiligte, letztlich auf die Menschheit selber.

Bei Sakulowski ist fast alles noch Modell, doch der Aufstellort für eine künftige 1 : 1-Fassung mit zwölf Meter langer Raketenversteinerung, als begehbares Objekt gleich einer Ausgrabung aus kriegerischen Vorzeiten, muß dringlich gesucht werden! Ist es einer mitten in grüner Landschaft, dort wo einstens die Raketenkomplexe stationiert waren, oder ein solcher Ort wie das Niemandsland zwischen Ost- und Westberlin am Brandenburger Tor? Auf der einen Seite das Mahnmal eines von hier aus begonnenen und schrecklich beendeten Krieges – die Reste des Bunkers der Hitlerschen Reichskanzlei. Auf der anderen Seite die versteinerte Raketenstellung – Monument eines zu verhindernden Weltbrands. Damit Kriegs-Gefangener ein Wort bloß noch für die Geschichtsbücher wird. Endlich!

Bernd Meyer

Repros, Fotos: G. Thiede, Deutsche Fotothek Dresden/ R. Sakulowski, U. Fischer



KARLSBADER BITTER

An Bretterzäunen und Hauswänden verblaßt sie schon längst, die gesprayte Losung: „Dubcek na Hrad". Meinte: Dubcek auf die Burg, den Hradschin, das Präsidentenamt. Der Jüngere, der schon Monate in eben diesem Amt sitzt, hängt per Farbposter in fast jedem zweiten Schaufenster Karlovy Varys. Das alte Grandhotel Pupp, das später Moskva, dann Moskva-Pupp hieß, firmiert wieder unter dem Originalnamen. Aber überm Eingangstor des 74. mot. Schützenregiments der CS-Streitkräfte am anderen Ende der Stadt prangt noch die Aufschrift „Wir dienen der sozialistischen Heimat". Und drinnen im Klub des seinerzeitigen SSM, jetzt Militärjugendverband, wird uns per Video der letzte große Ehrenbesuch im Regiment vorgeführt. Es war General Zwek Wang, Chef des Stabes der Streitkräfte der KDVR, denn das Regiment heißt „Tschechoslowakisch-koreanische Freundschaft". Als der nach allen säuberlich in Video mitgeschnittenen Regiments-Besuchs-Etappen auch im Traditionszimmer zu sehen ist, erklärt uns Kultur- und Erziehungsoffizier Hauptmann Sada, daß eben dieses Zimmer gerade zu sei. „Es wird rekonstruiert, einziges Thema künftig: Armee von 1918 bis zur Gegenwart!"

Zeiten des Übergangs, auch im Böhmischen. Der Gefreite Michal Vyplel, gefragt, was er jetzt von der Fee mit den berühmten drei freien Wünschen fordern würde: „Nur einen Wunsch! Sofort nach Hause!"

In Übergangszeiten blühen die Gerüchte. Eines behauptet, daß sich hinten in der Slowakei zuhauf junge Männer bei den Streitkräften melden würden, um das Vaterland vor dem aufkommenden Großdeutschland zu verteidigen. In Karlovy Vary hört sich das ein wenig sachlicher an: „Deutsches" – so Artillerieabteilungschef Major Karel Faber – „registriere ich sehr aufmerksam, betrachte es schon mit einigen Befürchtungen. Die ganz Jungen und auch die mittlere Generation haben ‚Okkupation' nur aus dem Geschichtsbuch erfahren, ich weiß auch als Militär, was es bedeutet!" Und so ist auch die Gegenfrage an die Besucher aus der DDR, ob man schon wieder über das Münchner Abkommen diskutiere, völlig verständlich.

Erstmal scheint aber für die tschechoslowakischen Offziere eine ganz andere Bedrohung aus deutschen Landen akut. Sie reiben sich über den derzeitigen Zustand der NVA verwundert die Augen, weil die bei ihnen immer als eine Art Vorbild in Ordnung und Diszi-



Blick auf die Kasernenstraße:
Kein Karlovy-Vary-Postkartenmotiv

Major Jan Kroupa, Stabschef:
„Sie kommen zu einem Zeitpunkt, an dem wir gerade so den Minimalbetrieb sichern!"

Eva wartet vor dem großen Tor





Major Faber: „Deutsches registriere ich sehr aufmerksam!"



Der UvD steht ...

plin gegolten hat. Wenn das mal nicht auf die eigene Truppe überschwappt!

Nein, es sind bisher keine solchen Extreme zu bemerken. Die Armee wird nun rein militärisch geführt, der Politapparat ist aufgelöst, dafür gibt es im Regiment eine Arbeitsgruppe für Kultur und Erziehung, der ein Offizier für militär-staatsbürgerliche Erziehung, der unvermeidliche Klubleiter und, ganz neu, ein Offizier für Psychologie und Soziales angehört. Im Zusammenhang mit den 89er Novemberereignissen in Prag habe es in der Armee einzelne Hungerstreiks gegeben, das war alles. Die angekündigte Verkleinerung der Armee läuft nach Landesart und ohne Hektik ab.

Im Vierundsiebzigsten ist eine besondere Lage. Da ist ein Drittel der Mannschaft auf Prager Baustellen eingesetzt, ein weiteres Drittel in andere Armeeeinheiten abkommandiert. Der verbliebene Rest müht sich, den Minimalbetrieb in der Kaserne aufrechtzuerhalten, Wachen und andere Dienste zu stellen.

In der Nachbarrepublik betrug die Dienstzeit für normale Wehrpflichtige stets zwei Jahre. Nun soll sich, laut Minister, der Wehrdienst auf 18 Monate verkürzen. Die 1988 Einberufenen dienen 22 Monate, die von 1989 werden nach 20 Monaten wieder zu Hause sein.

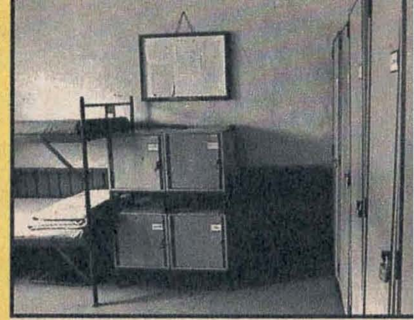
Die Truppenoffiziere klagen, daß das qualifizierte Berufspersonal knapp wird, da manche Aufgaben nun kürzer dienender oder entlassener Soldaten übernommen werden müssen. Außerdem gäbe es eine Reihe Offiziere, nicht nur ehemalige Politkader, die jetzt die Armee verlassen wollen. Immerhin sei eine kräftige Hürde eingebaut worden. Entlassungswillige Offiziere, solche, die die Armee nicht gehen lassen will, sollen nämlich einen Teil der Ausbildungskosten zurückzahlen. Der Kompaniechef Oberleutnant Pavel Mazanec gibt das vorherrschende Gefühl bei den Offizieren wieder, wenn er meint, daß die Zukunft des Berufs in den Sternen stehe. Da sei das klare Versprechen sozialer Sicherheit nicht mehr gültig, und speziell in Karlovy Vary schlügen Diskussionen hoch, ob man in einem solch noblen Badeort überhaupt eine Garnison verkraften könne. Immerhin habe man sich mit seiner Familie hier lange Jahre heimisch gefühlt, jetzt aber kreisen die Gerüchte ...

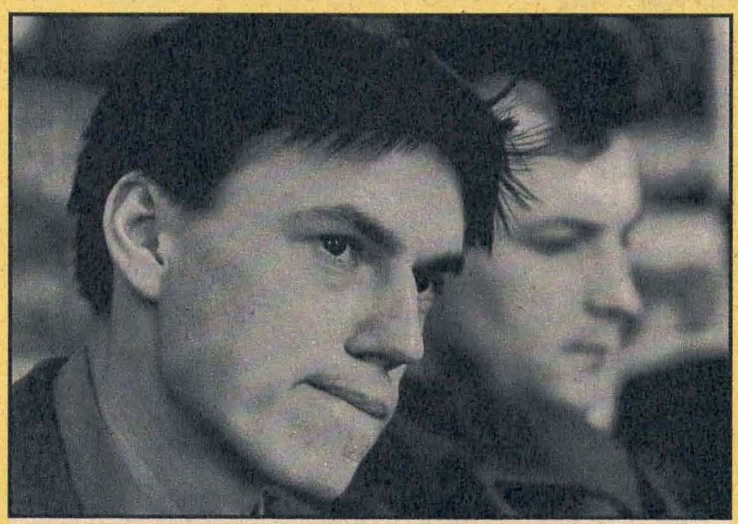
Nach dem neuen Wahlgesetz dürfen Offiziere und andere Berufssoldaten nicht mehr in Parlamente gewählt werden, so wie in der ersten Republik. Damals hatten Soldaten nicht einmal das aktive Wahlrecht.

Der altgediente Oberfähnrich Josef Sery meint, daß er in der Armee schon viel erlebt habe. In zwei Jahren, so hoffe er, gehe er in die Rente. Und er wünschte sich, daß er dann gemeinsam mit seinen beiden Töchtern und den unternehmungslustigen Schwiegersöhnen ein eigenes Unternehmen, eine Art Gasthof aufmachen könne. Insofern habe er selber kaum Zukunftsängste.

„Wir haben einen großartigen Verteidigungsminister, den General Vacek!" sagt Major Faber. „Der ist in der Lage, auch in schwierigen Zeiten die Armee klug zu führen!" Dasselbe ist auch von den Soldaten zu hören, so vom Gefreiten Petr Jencö, der erwartet, daß nun auch Demokratisierung in die Armee einzieht, obwohl das schwieriger sei. Der Minister habe jedenfalls gesagt, wenn es seine Entscheidung wäre, würde er den Wehrdienst noch weiter verkürzen ... Aber zurück zu Armee und Demokratie. Soldatenräte, wie in der NVA gibt es noch nicht, und im Gespräch mit einer Gruppe Soldaten in einem Klubraum ist schon zu merken, daß sie sich lieber mit Meinungsäußerungen zurückhalten. Auch in der CS-Armee scheint der Satz zu gelten, daß der Soldat zwar manchmal recht haben könne, der Offizier aber immer mehr über die Hintergründe









Soldaten-Stuben-Blick
Der „Ruheraum für Offiziere" ist auch mit einem Aquarium ausgestattet.



Alkohol, unser Feind! (Bild oben)
Soldat Inger: „Schwierig wird's erst nach dem Armeedienst!"

wisse, darum schließlich doch recht habe. Demokratische Interessenvertretung muß überall erst einmal gelernt werden.

„Unser Präsident hat gesagt ..." hört man immer wieder als Autoritätsbeweis im Gespräch, und laut Soldat Jaromir Gasparik sei die Atmosphäre in seiner Einheit schon deshalb besser geworden, weil man nicht mehr so lange dienen muß. Und ganz bestimmt könne man jetzt auch bei der Armee viel mehr sagen, als früher. Er jedenfalls habe keine Angst mehr, jedenfalls viel weniger als vor seinem Meister, von dem er ja ganz anders abhängig gewesen sei.

„Schwierig wird es erst nach dem Armeedienst", vermutet Soldat Pavel Inger, der als Anlagenmechaniker bei einer Ölförderungsfirma arbeitet. „Wenn sich mein Betrieb selber finanzieren muß, dann wäre er nicht imstande, sich am Leben zu erhalten." Ängste, die bei vielen Soldaten umgehen, die während ihres Dienstes nicht genau wissen, was draußen, in ihrem ehemaligen Wirkungskreis, los ist und denen man früher immer versprochen hat, daß schon alles ohne Probleme laufen werde. Immerhin stehen in der ČSFR ähnliche wirtschaftliche Umwälzungen wie in der DDR bevor, sind teilweise schon begonnen worden.

Befindlichkeiten in einer tschechoslowakischen Kaserne im Jahre 1990. Untergebracht sind die Soldaten in Baracken, die im Jahre 1944 errichtet worden sein sollen; in einem neuen Unterkunftsgebäude aus den achtziger Jahren. Etwas spartanischer noch als in der NVA, meist 16 Betten im Zimmer. Komfortabler aber als in der Sowjetarmee, die gerade dabei ist, ihre Kontigente wieder abzuziehen, die 22 Jahre im Lande gestanden haben. Der imposanteste Bau im Regiment ist ein großes Küchengebäude, das vielleicht fünfzehn Jahre alt ist. Über die Verpflegung hat übrigens niemand, weder Berufssoldaten noch Wehrpflichtige, ein Wort verloren. Da muß sie wohl ganz in Ordnung sein.

Auch über das Feindbild der heutigen tschechoslowakischen Streitkräfte mochte sich bei unserem Kasernenbesuch keiner äußern. Nur einmal, auf einem Wandzeitungsaufsteller, war es konkret zu lesen: „*Dein* Feind ist der Alkohol!" In Karlovy Vary kann damit zuerst nur Becherovka gemeint sein, der berühmte Karlsbader Bitter.

Bernd Meyer
Fotos: Thomas Türülümov



Cartoon: Peter Dittrich

Fortsetzung von Seite 29

ehemaliger Klassenlehrer sie fragte: „Was überschreist du? Deine Schuld?"

Als sie schwieg, erinnerte er sie an die Auswahl der Schüler für den letzten Fackelzug. „Zuverlässigkeit" war das Auswahlprinzip gewesen. „Die Zuverlässigsten sind die Jüngsten!" Marion hatte die Entscheidung Schmitters ernst genommen, wie alle anderen vorher.

„Erinnerst du dich?" fragte der Lehrer weiter und nahm die Brille ab, wie immer, wenn er jemandem seine Wahrheit sagte. „Das Prinzip der Auswahl hast du auch an unsrer Schule durchgesetzt. Gegen den Widerstand manches Lehrers durchgedroht." Er schüttelte den Kopf und ging.

Sie wehrte sich gegen das Wort „Schuld". Sie wies es ab. Sie hielt sich für zu jung für Schuld.

Aber das Wort drang in sie ein mit Bildern.

Marion sah die brennenden Fackeln, die Gesichter der Mädchen und Jungen, ihre aufgerissenen Münder, viel zu groß für die Gesichter. Das flackernde Licht huschte gelbweiß über die Köpfe, riß Falten in manches Gesicht und machte die hochgereckten Fäuste größer als sie sein konnten. Marion sah auch die Augen der Jungen und Mädchen wieder. Erinnerung sieht genauer. Das Licht in den Augen der Kinder, euphorisch als Glanz und Leuchten beschrieben, kam nicht von innen. Es war der Widerschein der Fackeln. Wer an nichts schuld war, sind jene Mädchen und Jungen gewesen, vor denen Marion hergegangen war, denen sie mit scharfen Handbewegungen den Einsatz zugewinkt hatte für die Sprechchöre.

Ein anderes Bild erinnert sie an den Tag der Opfer des Faschismus. Während Schmitter redete, laut und in leidvoller Getragenheit seine Rede ablas, was stets so aussah, als spräche er bei geschlossenen Augen, tauchten am Mahnstein der Todesmarschstrecke plötzlich etwa zwanzig Jugendliche auf. Glatzköpfige oder zopfige oder wirrhaarige Punks in beflickten Jeans, weiten Pullovern und abgewetzten, schmuddeligen Lederjacken. Auf der Schulter des einen Jungen saß eine gezähmte Ratte. Die Leute wichen ihnen aus, musterten sie, schwiegen sie an. Eine Gasse entstand. Durch die gingen die Jungen und legten Blumen am Stein nieder. Dann zogen sie aus den Jacken und unter den Pullovern Spruchbänder hervor, selbstbemalte, und entfalteten sie.

„Faschismus nie!"

„Neonazis auch in der DDR!"

„Wehret den Anfängen!"

Schmitter hob seine Stimme und rief über die Menge: „Der Faschismus ist bei uns im Lande mit den Wurzeln ausgerottet. Belehrungen von ein paar Außenseitern brauchen wir nicht, und wir lassen uns in unserem Gedenken nicht stören."

Jemand riß einem Jugendlichen das Spruchband aus den Händen, zerfetzte es. Andere folgten seinem Beispiel. Jemand schrie den Jugendlichen zu: „In den Knast mit euch, ihr Assis!" Auch der Rufer fand Nachahmer. Dann ballten sich Fäuste, schlugen zu, auch Gummiknüppel waren zu sehen. Ein Junge schrie auf. Es war nur zu sehen. Er schloß die Arme über dem Kopf zusammen, wurde trotzdem von einem Knüppel getroffen und sackte in der Menge weg. Die Jungen wurden herausgezerrt und abtransportiert.

Marion beobachtete alles von der Tribüne aus und nickte heftig zu, als ein achtzigjähriger Genosse und Widerstandskämpfer zu ihr sagte: „Paßt gut auf, Mädchen, unsere Feinde geben keine Ruhe!"

Marion sah die Gasse wieder. Erinnerung sieht genauer. Es war wie bei einem Spießrutenlauf.

Auch diese Jugendlichen trugen keine Schuld. Doch Marion wies am Tag darauf die FDJ-Sekretäre der Schulen an, den Vorgang auf der Kundgebung als eine geplante Störaktion von Rowdys und Betrunkenen zu erklären.

Ein anderes Bild gab ihr die Kreisleitungssitzung wieder. Schmitters Gesicht war blaß und klein, als wäre es zusammengeschrumpft. Seine Stimme hatte sich verändert. Bezeichnungen wie DDR und SED, die er stets mit betonendem Klang ganz ausgesprochen hatte, kamen ihm tonlos und hastig über die Lippen, und er verschluckte die Endsilben. Marion war die erste, die ihn unterbrach, die ihm falsche Entscheidungen in der Kreiswirtschaft und beim städtischen Ausbau vorwarf, die an die Einverleibung der FDJ erinnerte, an jene Kundgebung am Mahnstein.

Marion unterbrach Schmitter ein paarmal mit Vorwürfen, forderte Rechenschaft von ihm über sein Grundstück, sprach Schmitter Schuld zu, die ihm nur den Entschluß lasse, sofort abzutreten.

Schmitter hatte mehrmals das „Aber" auf den Lippen. Die Erinnerung sieht genauer. Schmitters Augen baten um etwas. Marion blieb unnachgiebig.

Am Tage darauf wurde der Sarg aus dem Hause getragen. Und ein paar Tage später sagte Martin Klemm: „Was überschreist du? Deine Schuld?" Da kam die Erschütterung. Die Frage nach ihrer Schuld stand Schmitters Freitod so nahe, daß sie beide nie wieder trennen konnte. Die Erschütterung brachte die Scham hervor, der die Aufrichtigkeit folgte. Marion gab danach ihre Funktionen auf. Seit jenem Tage arbeitet sie in einer Frauenbrigade des Textilwerkes.

Doch es verging fast ein Jahr, ehe sie zum ersten Mal den Friedhof betrat.

Marion richtet sich auf. Ein paar Augenblicke steht sie mit gesenktem Kopf vorm Grab. Sie braucht die Minuten am Grab für ihre Scham. Sie geht nicht zum Grab, um die Scham durch Gewöhnung allmählich zu verkleinern und schließlich zu verlieren. Marion will sie behalten. Sie hilft ihr. Die Scham hilft ihr, aufrichtig und freundlich zu bleiben und gute Worte zu finden für andere Menschen.

Sie hilft ihr, ihre zwei Kinder vor dem zu behüten, wovor sie niemand behütet hat.

Marion wendet sich dem Ausgang zu.

Geländewagen PW-2 (Polen)



Taktisch-technische Daten:

Leermasse	1 800 kg
Nutzmasse	900 kg
Anhängemasse	1 500 kg
Länge	4 565 mm
Breite	1 900 mm
Höhe	2 150 mm
Antrieb	1 Vierzylinder 4-Takt-Ottomotor
Leistung	64 kW
Bodenfreiheit	225 mm
Kletterfähigkeit	380 mm
Watfähigkeit	800 mm
Steigfähigkeit	70 %
Höchstgeschwindigkeit	105 km/h
Fahrbereich	800 km
Besatzung	2 + 8 Mann

Seit 1989 wird der allradgetriebene Geländewagen PW-2 in der Fabrik für landwirtschaftliche Fahrzeuge Poznan in Serie gefertigt. Unter der Bezeichnung Tarpan Honker bietet der Hersteller das Fahrzeug in mehreren Versionen – so auch als Kübelwagen – ebenfalls für zivile Interessenten an.



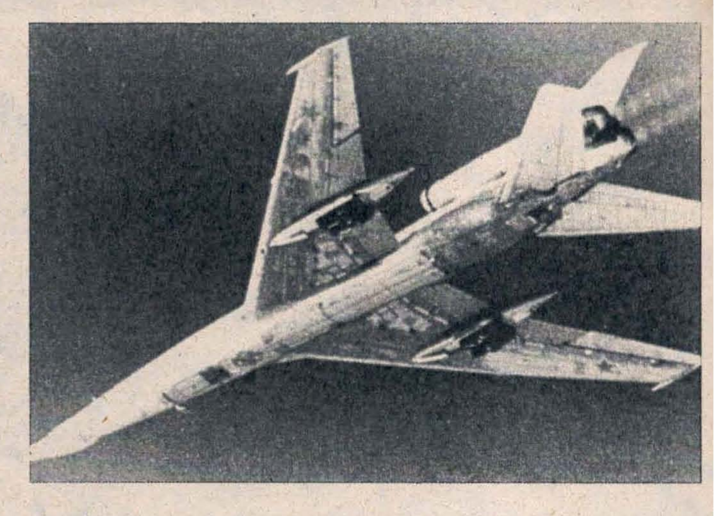
Rakete mittlerer Reichweite RSD-10 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Gesamtmasse	42,70 t
Gesamtlänge	16,49 m
1. Stufe	
Masse	26,63 t
Länge	8,58 m
Durchmesser	1,79 m
2. Stufe	
Masse	8,63 t
Länge	4,60 m
Durchmesser	1,47 m
Reichweite	5 500 km
TNT-Äquivalent	90–100 t

Die strategische ballistische Rakete RSD-10 (NATO-Code: SS-20) wurde 1978 bei den sowjetischen Strategischen Raketentruppen eingeführt. Bodenständig befindet sie sich in einem Container aus Glasfasermaterial. Als Transportfahrzeug für das mobile Waffensystem dient eine aus der Serie MAZ-537/543 entwickelte 12-Rad-Spezialzugmaschine. Die Rakete besitzt Feststoffantrieb, ist im Flug lenkbar und mit 3 Kernsprengköpfen versehen. Gegenwärtig werden entsprechend dem INF-Vertrag alle RSD-10 vernichtet.

Bombenflugzeuge Tu-22 (UdSSR)



Taktisch-technische Daten:

Startmasse max.	83 900 kg
Länge	40,43 m
Spannweite	23,75 m
Höhe	10,67 m
Flügelfläche	155,00 m²
Antrieb	2 TL-Triebwerke
Leistung m. NB	2 × 137,45 kN
Höchstgeschwindigkeit	1 480 km/h
Marschgeschwindigkeit	900 km/h
Aktionsradius	2 900 km
Dienstgipfelhöhe	18 300 m
Bewaffnung	1 Maschinenkanone 23 mm 10 t Bomben u. Luft-Boden-Raketen
Besatzung	3 Mann

Die aus dem OKB Tupolew stammende Tu-22 war eines der ersten großen Überschallbombenflugzeuge. Die Maschine besitzt stark gepfeilte, unterhalb der Mitte angesetzte Tragflächen mit vorgezogenen Flügelwurzeln. Beiderseits des großflächigen Seitenleitwerks sind oberhalb des Rumpfes die beiden Nachbrennertriebwerke angeordnet. Der langgestreckte flache Waffenschacht befindet sich im Mittelrumpf.



SFL-Haubitze „Dana" (ČSFR)

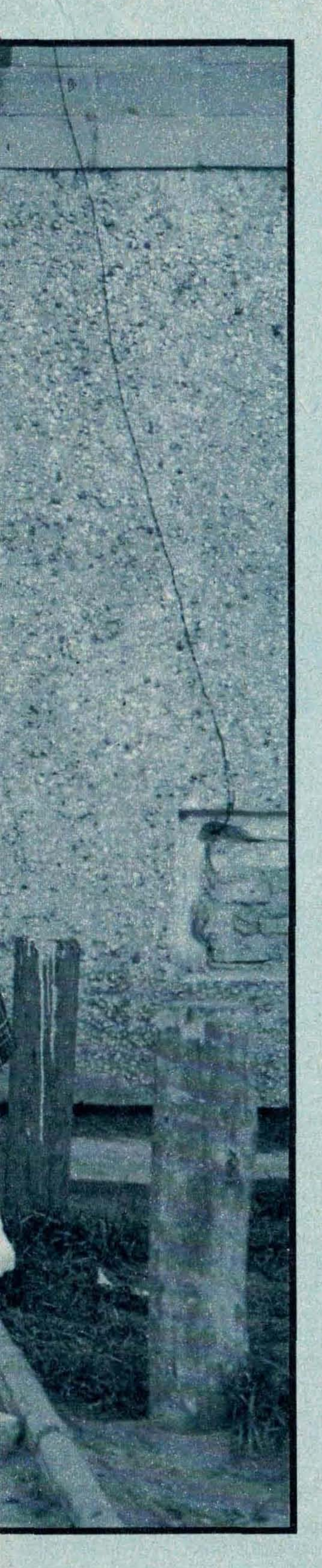
Taktisch-technische Daten:

Länge mit Rohr	11,2 m
Breite	3,0 m
Antrieb	1 Zwölfzylinder Vielstoffmotor
Leistung	235 kW
Höchstgeschwindigkeit	
Straße	80 km/h
Gelände	25 km/h
Überschreitfähigkeit	2,0 m
Kletterfähigkeit	0,6 m
Watfähigkeit	1,4 m
Bewaffnung	1 Fla-MG 12,7 mm 1 Haubitze 152,4 mm
Reichweite	20 km
Bedienung	5 Mann

Die ausschließlich in den Tschechoslowakischen Streitkräften eingeführte SFL-Haubitze ist auf dem Fahrgestell einer Tatra-815-Version aufgebaut. ihr Kampfraum ist leicht gepanzert und bietet der Bedienung so Schutz vor Splittern und Schützenwaffen. Der Motor befindet sich im Fahrzeugheck. Richtantriebe und der automatisierte Lademechanismus arbeiten hydraulisch.



Max-Reimann-Straße Nummer 8; Familie Karumidse: Adresse auf Zeit



Jener heimliche Schriftkünstler unbekannter Nationalität, der seinerzeit neben die Haustür des Aufgangs Max-Reimann-Straße Nr. 8 in Eberswalde das Wort ‚Madonna' malte, dachte dabei garantiert nicht an die Muttergottes mit dem Kinde und dem braven Ehemann Josef. Er wird wohl eher ein Verehrer des Pop-Stars gleichen Namens sein. AR geriet weder aus Verehrungs- noch aus Anbetungsgründen zu jenem Neubau-Hauseingang. Vielmehr interessierten uns die Lebensumstände der hier wohnenden Offiziersfamilie Karumidse. Es dauerte nicht lange, dann wußten wir, gespeist von Geographiekenntnissen und der nötigen Anschauung: Frau Inna Karumidse aus dem georgischen Rustawi bei Tbilissi und Frau Jelma Denissowa aus dem ukrainischen Odessa sind zwei

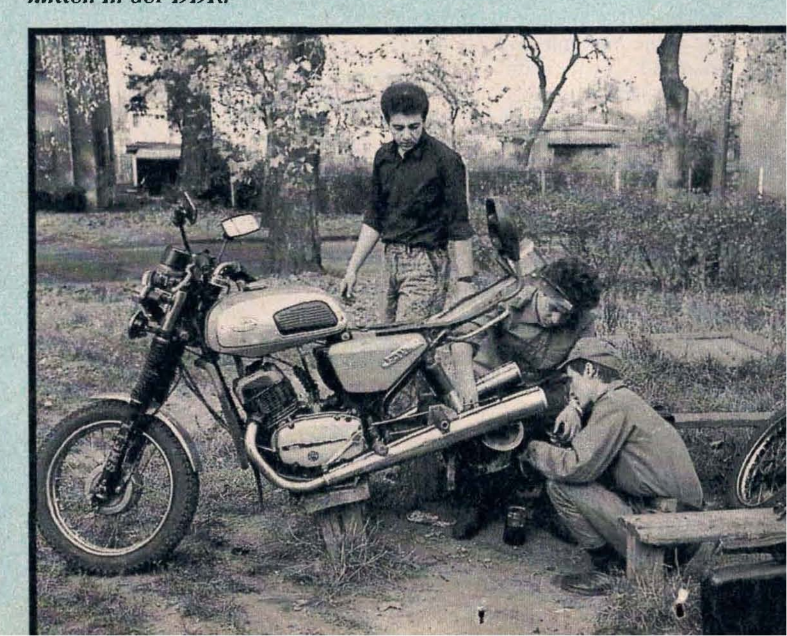
Madonnen vom Schwarzen Meer

Die Söhne der hübschen jungen Mütter zählen anderthalb Jahre, heißen David und Sergej. Die dazugehörigen Väter sind Leutnant Tengis Karumidse und Hauptmann Juri Denissow – Granatwerferführer der eine, sein Kompaniechef der andere. Einer der im sowjetischen Offizierskorps nicht eben häufigen Georgier, acht Wochen im Dienst und sein Vorgesetzter, vier Monate DDR-Erfahrungen. So klärten wir in einer Zeit anhaltender DDR-Ausreisen zwei Fälle frischer Einreisen mit schon vorhandenen Arbeitsplätzen auf. Arbeitsplätze für die Ehemänner! Das militärische Wort solcher Ortswechsel ist ohne jeden Hauch von Emotion, es heißt schlicht

VERSETZUNG

Der Leutnant kam direkt von der Tiblissier Offiziershochschule, der Hauptmann schon aus gleicher Dienststellung vom Ural, aus Swerdlowsk. Bei ihm sogar ein Ämtertausch, denn der Eberswalder Vorgänger übernahm das seinige dort, ein auch bei den Sowjettruppen eher seltener Fall. Die Familien kamen später; Frau Jelma ist gerade zwei Wochen da, sie hat die Übergangszeit bei den Eltern in Odessa verbracht. Frau Inna kam vor gerade mal vier Tagen aus Georgien. Bleiben wir beim Stichwort

Motorradbastelnde Jugendliche – ein Stückchen Gorodok mitten in der DDR.







WOHNUNG.

Karumidses wohnen in einer Dreiraum-Neubauwohnung, im Wohnzimmer stehen zwei Fernseher. Einer gehöre der Familie eines Fähnrichs, die in ein paar Wochen auszöge. Sie seien aus Charkow, Russen oder Ukrainer, man habe kaum etwas mit ihnen zu tun ... Denissows dagegen bekamen gleich ein eigenes Quartier, Zweiraumwohnung in einem Mehrfamilienhaus – in einer Siedlung, die zusammen mit dem Wehrmachts-Kasernenbauprogramm in der Nazizeit entstand. Ofenheizung, entsprechend der Armeesitten schaufeln gerade ein paar abkommandierte Soldaten die Kohlen in einen Hauskeller. Die Wohnungen sind nicht etwa leer, denn für den Anfang stellt die Armee auch die

MÖBLIEBUNG.

Man sieht es dem Inventar an, daß es über Jahre und Jahrzehnte schon manchem Nutzer seinen Dienst geleistet hat. So gehört es zum Programm so gut wie jeder sowjetischen Berufssoldatenfamilie, die in der DDR lebt, sich vom ersparten Geld neue Möbel zu kaufen. Ein „Mebel"-Magazin gibt es fast in jeder Dienststelle. Die dort verkauften Waren stammen aus der DDR-Produktion, sind, soweit Tische und Schränke, vor allem billigere Dekorfolienmodelle. Für Karumidses und Denissows ist das noch längst kein Thema, aber in drei oder vier Jahren Normaldienstzeit hier, falls nicht noch früher, werden wohl auch sie sich Container bestellen und all ihr erworbenes Hab und Gut in die Heimat verfrachten. Zunächst einmal heißt es aber sparen, denn die

BESOLDUNG

jüngerer sowjetischer Offiziere ist – aus bisheriger DDR-Sicht – nicht allzu üppig. Zu Hause läuft allerdings das Rubel-Gehalt weiter, für einen Leutnant sind Bezüge von 250, höchstens 300 Rubel üblich, ein Hauptmann hat bis zu einen Hunderter mehr. Leutnant Tengis Karumidse bekommt in der DDR etwas über 800,– Mark. Er ist damit zufrieden und meint, daß dies dem in der DDR für Facharbeiter Üblichem entspräche. Er berücksichtigt dabei natürlich nicht, daß hier das Übliche zwei Einkommen pro Familie sind, was für die Mehrzahl sowjetischer Offiziersfamilien nicht gilt. Geld spart er natürlich, da es Angehörigen der Sowjetarmee nicht gestattet ist, Privat-PKW's zu fahren. Außerdem sind Reisen mit der Familie im Land kaum üblich. Andererseits ist nicht ausgeschlossen, privaten Re-Import sowjetischer PKW-Typen, hier für DDR-Geld gekauft, in die Heimat zu organisieren. Der DDR-Zoll hat für jegliche Transporte der Sowjetarmee und ihrer Angehörigen kein Kontrollmandat. Aber zurück zu unseren Offiziersfamilien. Nach sowjetischer und schon alter russischer Tradition steht jedem Offizier, der nicht an der Truppenverpflegung teilnimmt, eine kostenlose monatliche Naturalienlieferung zu. Die ist Grundlage der

Väter im Dienst: Der vom Leutnant und vom Hauptmann kontrollierte GAZ-66-Fahrer heißt Ikram Musajew und ist Kirgise.



Die Drei aus Odessa: Sergej (Mitte) hat noch keine Sprachprobleme, sein „Mama“ versteht jeder.

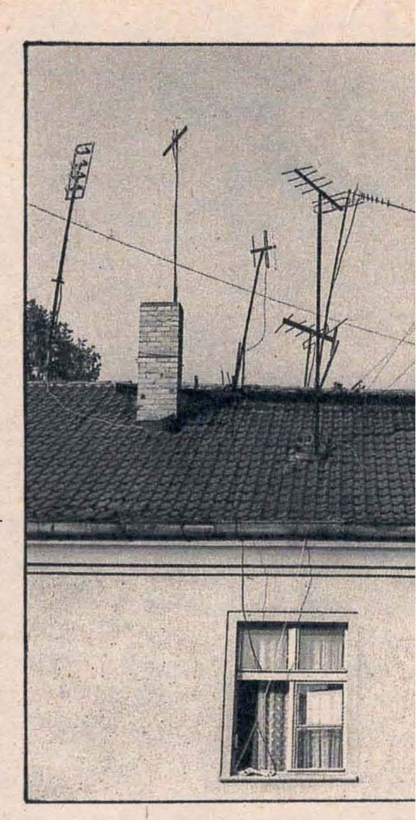
Früher nannte man die Kinder in der SU die einzige bevorzugte Klasse – die kleine Nomenklatura!

ERNÄHRUNG

für die ganze Familie. „Pajok“ – also Ration – heißt dieses System und hat überhaupt nichts mit dem normalen Handel der „Produkty“-Magazine zu tun. Gegen verschiedene Talons beziehen beispielsweise Karumidses monatlich sieben Kilo Fleisch, 17 Kilo Kartoffeln, eineinhalb Kilo Butter, dazu Gebäck, Graupen, Grieß, Reis ... auch Kohl, Zwiebeln, Möhren. Zwischen drei Varianten, die fertig verpackt in einer Ausgabestelle abzuholen sind, kann gewählt werden. Vorläufig holt Tengis alle diese Sachen selber ran, doch auch seine Frau hat damit ihre

BESCHÄFTIGUNG.

Im Tagesdienstplan der Offiziere sind zwei Stunden Mittagspause eingeplant. Seitdem Frau und Kind hier sind, hat sich unser Leutnant bei der Truppenverpflegung abgemeldet und geht nicht mehr in den – wie es heißt – Speisesaal für ledige Offiziere. Fast eine dreiviertel Stunde fährt er mit dem Bus von einem zum anderen Ende der Garnisonsstadt Eberswalde, nimmt sich fürs Mittagessen mit der Familie zwanzig Minuten Zeit und muß dann die gleiche Strecke zurück. Denissows wohnen gleich bei der Kaserne, der Hauptmann ist drum eine Stunde länger zu Hause. Doch Frau Inna und Frau Jelma, so ist es nach dieser Regelung programmiert, haben als Offiziersfrauen voll mit der Versorgung ihrer Männer und Kinder zu tun, schließlich wird auch morgens und abends warm gegessen. Falls sie eine Arbeitsmöglichkeit finden, läßt sich später manches anders regeln, schließlich gibt es auch Kindergärten. Offiziell darf



Sowjetisches Armeesiedlungs-Fernsehen: Jeder hat sein Programm und alle haben den Antennenanschluß für Moskau, Erstes.

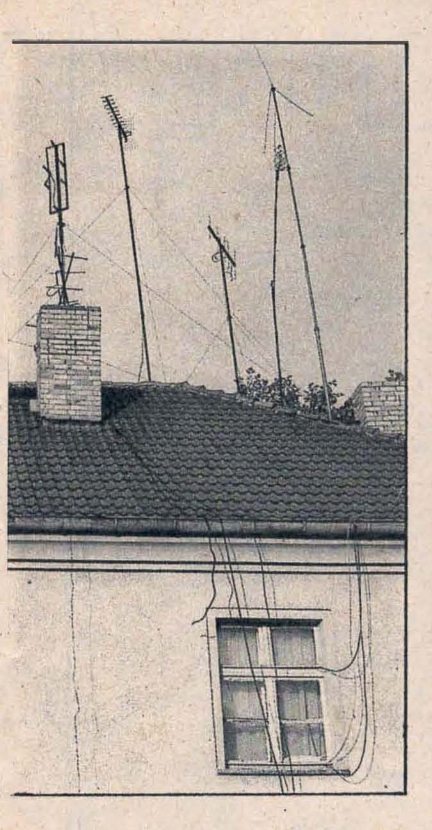
nur in Dienststelleneinrichtungen der Sowjetarmee gearbeitet werden. Aber in verschiedenen anderen sowjetischen Garnisonen war seinerzeit unter der Hand zu erfahren, daß mancher pfiffige DDR-Betriebsleiter sein Saison-Arbeitskräftepotential mit sowjetischen Frauen ergänzte, was sich wiederum positiv aufs Familieneinkommen auswirkte. So gesehen ist interessant, wie sich die jungen Frauen auf ihre derzeitige Hausfrau-Mutter-Rolle vorbereiteten, welche

BILDUNG

sie erworben haben. Nun, sie besitzen beide Hochschulabschluß, genauso wie ihre Männer. Frau Inna hat ihr Diplom als Ingenieur für die Programmierung technischer Systeme gemacht, hat sich dazu mit automatisierter Leitung und Planung befaßt, wegen des Kindes noch nicht gearbeitet. Frau Jelma hat am Odessaer Institut für Lebensmittelchemie studiert; ist Ingenieurtechnologe. Von der Absolventenvermittlung wurde sie für drei Jahre als Technologin in eine Konservenfabrik ins Gebiet Chmelnitzkaja vermittelt, fünfzig Kilometer von der Heimatstadt Odessa entfernt. Hier gibts im erlernten Beruf für die beiden kaum Möglichkeiten. Ob Deutschkurse möglich sind, wissen sie nicht, auch wir haben von solchen Kursen – abgesehen von denen für Offiziere in Spezialfunktionen – innerhalb sowjetischer Garnisonen noch nie etwas gehört. Die beiden jungen Frauen, ob nun aus dem schon ein wenig orientalischen Tiblissi oder dem quirligen Odessa müssen sich an hiesige Eberswalder Verhältnisse anpassen, da ist

EINGEWÖHNUNG

nötig. Was für Frau Inna die georgische Großfamilie war und für





Frau Jelma das Leben in der ziemlich internationalen Hafenstadt, das muß nun die Militärwohnsiedlungsatmosphäre mit ihren bescheideneren Lebensbedingungen hergeben. Frau Inna hat ihren Koffer noch kaum ausgepackt, Frau Jelma führt dagegen schon südländischen Schick vor. Sie erzählt, daß in der Hafenstadt schon immer leichter etwas aufzutreiben war, als in anderen sowjetischen Städten die sie kenne, Lwow oder Kischinjow, gar Swerdlowsk, wo sie ihre alte Wohnung an Bekannte weitervermietet hätten und bestimmt nicht wieder hinzögen.
Frau Inna bietet uns in ihrer Wohnung frisches Obst an, mitgebracht direkt aus Georgien und dort spottbillig. Eßbare Kastanien sind es und rote Früchte, die ganz ungewöhnlich schmecken – Granatäpfel. Eine Seltenheit – besonders für Eberswalde.

Aufgeschrieben von Bernd Meyer, fotografiert von Manfred Uhlenhut

Die meisten Soldaten der Sowjetarmee-Westgruppe schieben ihren Dienst als Ledige

Ira macht das schon

Kurzinterview mit Irena Valentina Stawnitschuk, Frauenratsvorsitzende in einem Eberswalder Truppenteil

Stammen Sie auch vom Schwarzen Meer?
Nein, aus Poltawa, das ist ein Ende weg.

Welchen Beruf haben Sie?
Drei richtige Berufe. Zuerst in Poltawa Verkäuferin, dann Schreibkraft, zwischendurch vor zehn Jahren mal Fotomodell für einen belgischen Korrespondenten, jetzt fernstudierender Instrukteur für Kultur und Bildung im Haus der Offiziere.

Schonmal umgezogen?
Ja, von Poltawa, wo ich meinen Mann, der ist Offizier, kennenlernte, nach Forst Zinna, DDR, dann nach Eberswalde. Zwei Jahre später dann nach Magdeburg. Von dort zwei Jahre nach Chabarowsk am Amur, dann zweieinhalb Jahre Wladiwostok. Seit drei Jahren wieder in Eberswalde. Seit siebzehn Jahren unterwegs mit Containern.

Wieviel eigene Wohnungen?
Oh! Moment mal – es waren sieben. Zweimal sowjetische Möbel fürs Wohnzimmer gekauft, die jetzige Einrichtung ist von hier, sie soll die nächsten Jahrzehnte halten.

Haben Sie Kinder?
Naja, mein Mann ist schon siebzehn Jahre bei der Armee, für den muß ich buchstäblich hier alles organisieren. Meine Tochter Olessja ist in Eberswalde vor dreizehn Jahren geboren. Nächtes Jahr fahren wir zurück in die Union, das Kind soll ja richtig in die Oberschule, da müssen wir etwas ruhiger treten, denk ich.

Können Sie als Ratsvorsitzende anderen jungen Frauen gute Tips geben, Lebenshilfe und sowas?
Aber ja, Ira macht das schon. Jetzt mal 'ne Gegenfrage: Wie geht das bei euch hier in der DDR denn nun weiter? Ich hätt's gern gewußt, auch wegen Lebenshilfe und sowas!

Ungeliebter Weltrekord

URKUNDE

Deutscher Verband für Leichtathletik der DDR
Bezirksfachausschuß Karl-Marx-Stadt

Bezirksmeisterschaften
für BSG, HSG und SG

Rolf Oesterreich

belegte in der Altersklasse

Männer

im

Kugelstoßen

mit

22,11 m

DEN 1. PLATZ

Zschopau, den 12. September 1976

Drechsel

DVfL der DDR
Bezirksfachausschuß Leichtathletik

Ist das nicht absurd? Da stellt ein Sportler einen leichtathletischen Weltrekord auf, und sein Land will den nicht, lehnt es ab, ihn überhaupt zur Kenntnis zu nehmen. Unglaublich, sagen Sie? In der Tat. Und noch unglaublicher, daß das im Lande DDR geschah. Zu einer Zeit, da hier doch jeder sportliche Erfolg vereinnahmt wurde als willkommene Gelegenheit, Kraft und Stärke des „Realen Sozialismus" und die Verdienste seiner „Partei- und Staatsführung" zu preisen.

Und dann dieses:

12. September 1976: Leichtathletik-Bezirksmeisterschaften von Karl-Marx-Stadt für Betriebs-, Hochschul- und einfache Sportgemeinschaften, also ohne Klubsportler. Im Kugelstoßen startete auch Rolf Oesterreich, ein 26jähriger Athlet von der HSG Wissenschaft Zwickau. In Insider-Kreisen kannte man ihn schon. Der Drehstoßtechniker hatte im Vorfeld der Olympischen Spiele mit zwei Weltklasseweiten (20,74 und 21,46 m) Aufsehen erregt. Aber irgend etwas sollte dabei „faul" gewesen sein. Ein einfacher Kreissportler, der nicht ins Leistungssportsystem der DDR eingebunden war, der nicht einmal einen Trainer hatte, der konnte doch – nach offiziellem Funktionärsverständnis – wohl kaum auf reguläre Weise solche Ergebnisse erreicht haben. Rolf Oesterreich hatte durch DTSB- und Leichtathletikverbandsführung bereits seine Kennzeichnung erhalten: als Leistungssportler nicht existent. Beinahe „folgerichtig" dann also auch die Reaktion vom Hauptkampfrichter, als Rolf Oesterreich vor dem Wettkampf sein Vorhaben anmeldete, einen Weltrekord aufstellen zu wollen: „Du kannst stoßen, so weit du willst, ein Weltrekordpro-

tokoll wird nicht ausgeschrieben." Im zweiten Versuch wuchtete der nur 1,80 m große Zwickauer die Kugel dann tatsächlich auf die Weltrekordweite von 22,11 m, 1,06 m weiter als Udo Beyer sechs Wochen zuvor bei seinem olympischen Gold-Stoß in Montreal. Der Hauptkampfrichter hielt sein Wort – kein Protokoll. Nicht umhin kam man allerdings, die korrekt erzielte Weite in der Ergebnisliste zu registrieren und Rolf Oesterreich eine offizielle Siegerurkunde des „Deutschen Verbandes für Leichtathletik der DDR, Bezirksfachausschuß Karl-Marx-Stadt" zu überreichen. In die Öffentlichkeit ließ man die sensationelle Leistung nicht. Nur eine kleine Meldung erschien auf der Kreisseite Zschopau der „Freien Presse". Das war's dann schon. Doch halt, nicht ganz. In der Bestenliste Karl-Marx-Stadt wurde als Bezirksmeister im Kugelstoßen der Zweite jenes Wettkampfes angegeben. Seine Weite: 13,19 m. Der Sportler Oesterreich und sein Rekord existierten einfach nicht.

Warum das alles? Dieser Widersinn und diese Ungerechtigkeit? Das hier ist die Geschichte Rolf Oesterreichs, die bittere Geschichte eines einfachen DDR-Sportlers, der von selbstherrlichen Sportführern, die ohne Recht und Gesetz kommandierten, reglementierten und anmaßend Schicksal spielten, um die Anerkennung seiner mit Fleiß und Willen erarbeiteten Leistungen gebracht wurde.

„Sport ist mein Leben", sagt Rolf Oesterreich noch heute, und so war es schon immer. Als Junge war er einfacher Dorffußballer in seinem Heimatort Leukersdorf. Mit 16 Jahren wechselte er zu den Leichtathleten, weil er einen Sport für sich wollte, „wo nur das zählt, was man selbst kann." Bei Wind und Wetter radelte er ins 5 km entfernte nachbarliche Neukirchen zum Training. Wenn's ganz dicke kam, „ackerte" er zu Hause allein, mit einem Rundgewicht, Mutters Bügeleisen oder mit der in der Schlosserlehre selbstgebauten Hantel. Dann 1968–70 die Armeezeit, von 1971–75 Studium an der PH Zwickau mit dem Abschluß als Diplomlehrer für Deutsch und Sport. Und immer nebenbei sportliches Training, ohne besondere Anleitung oder Förderung, aber dafür und vielleicht gerade deshalb sehr bewußt und zielstrebig. An Hand von Trainingsanleitungen, Lehrbüchern und „interner" Leistungssportliteratur, an die er durch seine Diplomarbeit herankam. Er war von Anfang an ein Autodidakt, eine Art Self-made-man des Sports. So hatte er an der Hochschule auch begonnen, sich mit der Drehstoßtechnik zu befassen. Schnell steigert er dadurch seine Leistungen, auf 14, 16, 18 m, obwohl er aus seiner heutigen Sicht dabei noch trainingsmethodische Fehler machte. Im Frühjahr 1976, er arbeitete bereits als Kreissportlehrer in Zwickau, war er im Training bei reichlich 19 m angelangt. Am 2. Mai 1976 kam dann sein erster gewaltiger Paukenschlag: Bei einem Bezirkssportfest in Ehrenfriedersdorf schaffte er 20,74 m. Ein bereits 26jähriger, völlig unbekannter Athlet setzte sich über Nacht an die 10. Stelle der Weltbesten im Kugelstoßen. Das war sensationell, auch für das Kampfgericht. Für alle Fälle ergänzte es nachträglich das Wettkampfprotokoll: „Da diese Leistung eine internationale Spitzenleistung ist, wurde die Kugel im Gewicht und Durchmesser, Umfang unter Zeugen von 5 Sportfreunden nachgemessen und entsprach den Wettkampfbestimmungen. Gewicht 7,25 kg, Umfang 38 cm." Diese Leistung machte die

Für uns noch einmal angedeutet: Vor 14 Jahren Weltrekord mit der technisch komplizierten Drehstoßtechnik, die, wie Rolf Oesterreich heute bedauernd feststellt, auch in der DDR noch völlig ungenügend erforscht ist, obwohl sie Riesenmöglichkeiten in sich birgt.



Runde, kam in die Presse, auch in die Junge Welt, ins ND. Der SC Karl-Marx-Stadt holte sich den neuen Wundermann von der Arbeit weg. Einen annähernd gleich guten Kugelstoßer hatte man nicht, und Olympia stand vor der Tür. Wenig später steigerte sich Rolf Oesterreich bei einem Wettkampf auf Kreisebene gar auf 21,46 m. Damit hatte er sich an die Spitze der DDR-Kugelstoßer gesetzt. Aber eine Reaktion des Leichtathletikverbandes – die Nominierung als Olympiakader etwa – blieb noch immer aus. Die SCK-Verantwortlichen aber gaben nicht auf: „Dann mußt du eben bei der Olympiaqualifikation am 30. Mai Weltrekord stoßen, damit sie dich nehmen." Eigentlich eine Wahnsinnsforderung, vielleicht auch nicht ganz ernst gemeint, vier Wochen davor stand er noch mit einer Bestweite von 16,28 m in den Listen. Für Rolf aber war es ernst, er wollte die plötzliche einmalige Chance nutzen. Ohne Trainer, ohne medizinische Betreuung

wird nicht zugelassen
da bisher alle Geforderten-zentralen
Starts ausgelassen wurden und die
ermittelten Ergebnisse nie unter zentraler
Kontrolle stattfanden

Nachmeldung Kugelstoß Männer

1. Platz Oesterreich, Rolf HSG Zwickau 20,74 m

Da diese Leistung eine internationale Spitzenleistung ist, wurde die Kugel im Gewicht und Durchmesser, Umfang unter Zeugen von 5 Sportfreunden nachgemessen und entsprach den Wettkampfbestimmungen. Gewicht: 7,25 kg Umfang: 38 cm

trainierte er wie besessen. Das Resultat: ein Muskelfaserriß im Rükken. Dennoch fuhr er zur Olympiaqualifikation, gab seine Kugel für die Wettkampfbestätigung ab, machte sich warm, ließ sich eine Schmerzspritze geben. Bis zur letzten Minute versuchte er es – es ging nicht. Es war bitter für ihn, und später mußte er sich auch noch sagen lassen, er habe gekniffen. Danach hatte er lange mit seiner Verletzung zu tun und mit der Enttäuschung. Er ging zurück nach Zwickau und arbeitete wieder als Kreissportlehrer. Aber noch fühlte er sich zu Spitzenleistungen fähig, er begann wieder mit seinem individuellen, zielgerichteten Training. Er wolle es allen zeigen. Und stieß seinen Weltrekord! Wie man den behandelte, habe ich schon dargestellt. Aber das war noch nicht alles. Wenig später meldete Rolf Oesterreich für die „kleinen DDR-Meisterschaften" in Neugersdorf. Seine Kugel, dieselbe, die bei der Olympiaqualifikation für korrekt befunden worden war, wurde nicht zugelassen, sie entspräche nicht den Regeln. Worauf das hinauslief, wurde klar, als im Oktober 1976 in der Jungen Welt folgende Meldung erschien: „Für die DDR-Bestenlisten konnte weder die 21,46 m noch die 20,74 m des Zwickauers Rolf Oesterreich, die dieser im Mai bzw. im Juni erreichte, berücksichtigt werden. Als Gründe wurden (vom Leichtathletikverband. d. A.) die nicht regelgerechten Abmessungen seiner Kugel angegeben." Eine offensichtliche Falschdarstellung, wie die Dokumente beweisen. Und Oesterreichs 22,11 m vom 12. September wurden gar nicht erst erwähnt. Manipulationen, die man dem Athleten unterstellte, betrieben nur die damals verantwortlichen Funktionäre. Rolf Oesterreich reichte es, er war völlig deprimiert und gab den ungleichen Kampf auf. Er arbeitete nun als Nachwuchstrainer beim SCK. Ganz konnte er aber die Kugel

nicht lassen. Nebenbei trainierte er ein bißchen, nur für sich, aus Spaß an der Freude. Dennoch, 18 Meter schaffte er ganz locker. Als 1978 die Europameisterschaften bevorstanden, erinnerte man sich in seinem Klub wieder des Kugelstoßers Oesterreich. Der stimmte zu, neben seiner Trainertätigkeit eine gezielte EM-Vorbereitung aufzunehmen – wenn er im Wettkampf die 20 m übertreffen würde. Bei einem Bezirkssportfest in Karl-Marx-Stadt erreichte er sogar 21,30 m – fast unglaublich, wenn man den kurzzeitigen Trainingsaufbau betrachtet. Als letzte Station vor den EM standen die DDR-Meisterschaften an. Sein Klub meldete ihn – und Rolf Oesterreich erlebte den nächsten Schock. Unmittelbar vor Beginn des Kugelstoß-Wettkampfes ließ man ihn wissen, daß er nicht teilnehmen dürfe. Auf der Rückseite seiner Startkarte fand er dann handschriftlich die Begründung: „wird nicht zugelassen,da bisher alle geforderten zentralen Starts ausgelassen wurden und die erreichten Ergebnisse nie unter zentraler Kontrolle stattfanden.
H. Gülle"

Abgesehen davon, daß man ihm damit den geforderten und von ihm selbst angestrebten zentralen Wettkampf verweigerte, zeugt es wohl von unglaublicher Selbstherrlichkeit sowie Mißachtung, ja Diskriminierung der eigenen ehrenamtlichen Verbandsfunktionäre und Kampfrichter auf der unteren Ebene, wenn man die Korrektheit von Ergebnissen ohne „zentrale Kontrolle" in Zweifel stellt. Rolf Oesterreich legt Wert auf die Feststellung, daß es bei keiner seiner Weltklasseleistungen vor, während oder nach dem Wettkampf irgendwelche Proteste oder Beanstandungen seitens der jeweiligen Wettkampf-Jury gegeben hat. Auch nicht, als er 1981 noch einmal in Zwickau 19,36 m stieß, was im offiziellen Wettkampfprotokoll als Bezirksrekord ausgewiesen wurde. Doch auch diese Weite erschien nie in einer Bestenliste, was auf seine Beschwerde hin mit „in höherem Interesse" liegend begründet wurde...

Rolf Oesterreich ist heute 40 Jahre alt und Sportlehrer an der Werdauer Diesterweg-Schule. Seine Kugel rührte er kaum noch an. Nur für unsere Fotos holte er sie noch einmal aus dem Keller. Daß seine 22,11 m nun nicht mehr Eingang in die Weltrekord-Statistik der Internationalen Leichtathletikföderation finden können, das weiß er. Aber er möchte und fordert, daß ihm in der DDR Recht widerfahre. Daß sein Land seinen Weltrekord nun, nach 14 Jahren, anerkenne und in seine Listen aufnehme und daß der Name Rolf Oesterreich offiziell von jeglichem Makel, von dem Anwurf von Manipulation und Unsportlichkeit befreit werde. Das war Mitte April, als dieser Beitrag geschrieben wurde, noch nicht geschehen.

Text: Günther Wirth
Bild: Manfred Uhlenhut

Rolf Oesterreich mit Lebensgefährtin Elke Keller und Töchterchen Christin.

Nicht mehr die Kugel ist sein Hobby, sondern das Drechseln – Blumenbank, Lampe, Gardinenstangen in der Wohnung zeugen davon – und Grünpflanzen. Dieses Exemplar aus der Familie der Säulenkakteen gehört auch dazu.



Wie weiter mit der NVA?

Streitkräfte in Europa – zumindest in ihren bisherigen Dimensionen, Aufgaben und Strukturen – werden insgesamt keine Perspektive mehr haben. Auf der Tagesordnung steht die Schaffung eines neuen europäischen Sicherheitssystems, in dem die gegenwärtig noch bestehende Dominanz des militärischen Faktors abgebaut ist. Warschauer Vertrag wie NATO werden ihre traditionelle Rolle als Blockorganisationen verlieren und in gesamteuropäische Strukturen übergehen. Streitkräfte sind damit in der weiteren Perspektive nur noch in sehr begrenztem Umfang und als gesamteuropäische Kontingente vorstellbar, deren Funktion völlig gewandelt sein wird. Nur von einer solchen Vision aus lassen sich Überlegungen nach der Zukunft der NVA anstellen.

Der dominierende Prozeß und die vorrangige Aufgabe der NVA dürfte damit die Abrüstung sein. Konsequenterweise versteht sich Herr Eppelmann als Minister für Abrüstung und Verteidigung. Diese Bezeichnung für einen Streitkräfteminister ist bisher einmalig in der Welt und auf neue Weise programmatisch.

Die gegenwärtige Sollstärke der NVA beträgt 168 000 Soldaten. Durch die vorzeitigen Entlassungen aus dem aktiven Wehrdienst Anfang dieses Jahres standen vor den Einberufungen nur noch etwa 130 000 Mann zur Verfügung. Bis Ende 1990 soll die offizielle Stärke der NVA auf rund 135 000 Soldaten reduziert werden. Bis 1992/93 auf 100 000. Längerfristig ist gar von 50 000 bis 70000 Mann die Rede. Wahrscheinlich ist auch das noch nicht das letzte Wort.

Natürlich ist damit die Frage nach der Zukunft der NVA noch nicht beantwortet. Entscheidend dürften vielmehr Probleme der inneren Entwicklung sein, die im engen Zusammenhang mit einer drastischen Reduzierung das Antlitz



der NVA in den nächsten Jahren beträchtlich verändern werden.

Im Vordergrund steht die Frage nach Auftrag und Funktion der Streitkräfte. Der traditionelle Abschreckungsauftrag der NVA ist überholt und viel zu eng gefaßt. Die Aufgabe, das Territorium der heutigen DDR zu schützen und vor militärischer Erpressung zu bewahren, gilt nur noch in sehr allgemeinem Sinne und ist angesichts der veränderten Rahmenbedingungen in Europa primär ein politisch-psychologisches Problem. Die Motivation für die militärische Tätigkeit einseitig oder primär darauf aufzubauen, dürfte wenig erfolgreich sein. Für gerade bedenklich halte ich Argumenta-



tionen, die mit Verweis auf das bestehende Konfliktpotential in der dritten Welt die alten militärischen Grundmuster rechtfertigen sollen.

Entscheidend für die Zukunft der NVA ist ihre weitere Umstrukturierung im Sinne strikter Defensivität sowie der Gewährleistung ihrer friedenserhaltenden und friedensstabilisierenden Rolle. Insofern orientieren bereits die vom Runden Tisch des Verteidigungsministers im Februar dieses Jahres beschlossenen und der Volkskammer zur Diskussion und Beschlußfassung vorgelegten militärpolitischen Leitlinien darauf, daß militärische Kräfte und Mittel so einzusetzen sind, „daß sie

– in Spannungs- und Krisensituationen wie auch bei einem unbeabsichtigten Ausbruch von Kampfhandlungen deeskalisierend wirken, daß diese Absicht von der Gegenseite so verstanden wird;
– militärische Provokationen und Anschläge unter Vermeidung der Gefahr eines Kriegsausbruchs zurückweisen;
– im Falle eines militärischen Konflikts defensiv wirken, damit Spielraum für eine politische Konfliktbeendigung erhalten bleibt bzw. geschaffen wird."

Zweifellos bedeutet eine solche Aufgabenstellung gegenüber dem Grundsatzdokument von 1987 „Über die Militärdoktrin der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages" einen großen Fortschritt. Dennoch ist auch diese Orientierung noch weitgehend der Existenz von sich gegenüberstehenden Potentialen und weniger den realen Gefährdungen geschuldet. Vor allem wird damit noch nicht der Dynamik des deutschen Vereinigungsprozesses sowie den real anstehenden Abrüstungsaufgaben Rechnung getragen.

Traditionelle Streitkräfteaufgaben können heute nur noch im Zusammenhang mit der veränderten Sicherheitslage in Europa sowie den absehbaren drastischen Reduzierungen gesehen werden. Insofern rücken zunehmend solche Aufgaben in den Vordergrund wie:

– die unmittelbare Teilnahme an der Abrüstung und Konversion der Streitkräfte;
– die Vorbereitung und Durchführung von vertrauens- und sicherheitsbildenden sowie von Verifikationsmaßnahmen zur gegenseitigen Kontrolle des Abrüstungsprozesses;
– der Gewährleistung der Sicherheit der militärischen Objekte und Anlagen, insbesondere des Schutzes von Waffen und Munition vor unkontrolliertem Zugriff;
– die Umstrukturierung innerhalb der Streitkräfte sowie die Umschulung des Personals auf neue militärische sowie zivile Verwendungen.

Damit besteht die Funktion der sich verringernden Streitkräfte der DDR vorrangig darin, den Übergang zu neuen, nichtmilitärischen Sicherheitsstrukturen zu organisieren und ihn planmäßig und für andere gefahrlos durchzuführen.

UNSER AUTOR:



Oberst Prof. Dr. sc. Wilfried Schreiber, Militärpolitische Hochschule „Wilhelm Pieck"

Aus Gegner wird Partner

Völlig neu stellt sich die Frage nach dem Verhältnis der NVA zur Bundeswehr als dem bisherigen potentiellen militärischen Gegner sowie nach den künftigen Bündnisbeziehungen der NVA.

Zweifellos werden sich die Beziehungen zur Bundeswehr qualitativ verändern. Dennoch dürfte mit der Vereinigung beider deutscher Staaten auf der Grundlage



des Artikels 23 des Grundgesetzes der BRD kaum ein direkter Anschluß der NVA an die Bundeswehr verbunden sein. Daran hat wohl auch keine Seite ein Interesse. Vielmehr dürfte von einer über längere Zeit fortbestehenden relativen Selbständigkeit der NVA ausgegangen werden, die ausschließlich territoriale Aufgaben zu erfüllen hat. Ihre weitere Zukunft hängt wesentlich vom Verlaufe des europäischen Prozesses

BUNDESWEHR
VOLKSARMEE?

ab. Meines Erachtens sollte eher die Einbindung in gesamteuropäische Strukturen angestrebt werden als die Schaffung einer gemeinsamen deutschen Armee.

Im Verhältnis zwischen den beiden deutschen Streitkräften geht es in erster Linie darum, die alten Feindbilder völlig zu überwinden und Vertrauen zu schaffen. Das setzt enge Kontakte auf den verschiedensten Ebenen aller Teilstreitkräfte, insbesondere jedoch zwischen den Führungsorganen und den wissenschaftlichen Einrichtungen voraus. Notwendig ist ein reger Gedanken- und Erfahrungsaustausch, bei dem wechselseitige Impulse gegeben werden müssen. Ich sehe da keineswegs nur die NVA als die nehmende Seite an. So könnten der sich vollziehende Prozeß der Militärreform in der NVA sowie die umfangreiche sicherheitspolitische Diskussion in der DDR durchaus auch Auswirkungen auf die Bundeswehr haben. Der NVA – wie auch der Bundeswehr – kommt damit eine Brückenfunktion zu, die völlig neue Bindungen und Verbindungen zwischen den beiden Bündnissen schafft.

Dennoch erweisen sich gerade die Bündnisbeziehungen als eines der kompliziertesten Probleme des deutschen Einigungsprozesses, da sie die Sicherheit und Stabilität von ganz Europa berühren. Bei einer Neugestaltung des politisch-militärischen Status der heutigen DDR und des vereinigten Deutschlands können die bisherigen Bündnisverpflichtungen beider deutscher Staaten und die Sicherheitsinteressen aller Völker Europas sowie der beiden Großmächte nicht ignoriert werden. Unter diesem Aspekt – sowie bei einer begrenzten Souveränität der DDR – scheint gegenwärtig jene Variante am wahrscheinlichsten zu sein, die davon ausgeht, daß das Territorium der heutigen DDR in die politische Organisation der NATO integriert wird, ohne daß dieses Bündnis seine militärischen Strukturen über die gegenwärtig bestehenden Grenzen hinaus ausdehnt. Das schließt ein, daß die NVA schrittweise aus der Militärorganisation des Warschauer Vertrages entlassen bzw. der operativen Unterstellung der Vereinten Streitkräfte des Warschauer Vertrages entzogen wird.

Für die Sowjetunion ist eine solche Variante bisher nicht akzeptabel. Das sowjetische Veto erscheint jedoch überwindbar, wenn es gelingt, die Sowjetunion dauerhaft in den Einigungsprozeß Europas zu integrieren, mittelfristig die Existenz ihrer Streitkräftekontingente auf deutschem Territorium nicht in Frage zu stellen sowie eine glaubwürdige Wandlung der NATO bezüglich ihrer Strategie, Struktur und Dislozierung einzuleiten.

Mündig trotz Uniform

Schließlich stellen sich auch neue Probleme, die den inneren Zustand der NVA betreffen.

Bisher verstand sich die NVA stets als ein Instrument der Arbeiterklasse, das direkt von der SED geführt wurde. Nunmehr geht es darum, den Demokratisierungsprozeß der Gesellschaft auch in den Streitkräften zu reflektieren und die NVA zu einer tatsächlichen Armee des Volkes zu machen. Das heißt, sie kann ihre Aufgabe nur noch von der obersten Volksvertretung und den ihr gebildeten und kontrollierten Organen erhalten.

Zugleich muß auch das innere Leben der Armee entsprechend dem demokratischen Charakter der Gesellschaft gestaltet werden. Hierzu wurde auf der Grundlage von über 8000 Vorschlägen aus al-



len Bereichen der Streitkräfte Anfang dieses Jahres eine umfassende Militärreform konzipiert, die es nunmehr durchzusetzen gilt. Kernpunkt dieser Militärreform ist die Anerkennung des mündigen Staatsbürgers in Uniform als das Grundprinzip für Demokratie im Leben der NVA. Demnach darf der Wehrdienst verfassungsmäßige Rechte nicht verwehren, sondern muß sie in armeespezifischer Weise garantieren. Das schließt die Zulassung und ungehinderte Arbeit von Interessenvertretungen der Armeeangehörigen in Form von Sprechern bzw. Vertrauensleuten, eines Verbandes der Berufssoldaten und Reservisten und anderen Formen ebenso ein wie die Gewährleistung freier politischer und religiöser Betätigung sowie der persönlichen Meinungsäußerung in der Öffentlichkeit während des aktiven Dienstverhältnisses. Ebenso muß der gleichberechtigte Zugang demokratischer Parteien, Organisationen und Bewegungen zur politischen Betätigung unter den Armeeangehörigen und Zivilbeschäftigten – ohne Eingriffe in grundlegende dienstliche Belange – garantiert sein.

Gerade aus dem Verständnis, daß der militärische Beruf kein Lebensberuf mehr ist und Streitkräfte in ihrer gegenwärtigen Funktion, Demission und Struktur keine lange Perspektive mehr haben, erwachsen völlig neue Anforderungen und Möglichkeiten, die derzeitige Motivations- und Legitimationskrise der NVA zu bewältigen. Allerdings liegt die Lösung des Problems nicht darin, neue Rechtfertigungen für die Verewigung ihrer Existenz zu finden, sondern sie von vornherein als eine Übergangsarmee zu begreifen, die Bestandteil der gegenwärtigen sicherheitspolitischen Realitäten in Europa und der Welt ist und damit auch – solange diese Realitäten existieren – funktionsfähig sein muß.

35 Jahre Bundeswehr – und was nun?

Unabhängig vom jeweiligen parteipolitischen und damit auch sicherheitspolitischen Standpunkt dürfte in der Bundesrepublik Deutschland Konsens darin herrschen, daß es die „Bundeswehr 2000", wie sie schon seit längerem – zumindest in der Planung – angepeilt worden ist, nicht geben wird. Die Entwicklung in Osteuropa – und insbesondere die Ereignisse in der DDR seit dem 9. November vergangenen Jahres – schreiben vielmehr Wege vor, die in eine gänzlich andere Richtung gehen: Im 35. Jahre ihres Bestehens steht der Bundeswehr zweifellos der größte Umbruch ihrer Geschichte bevor. An diesem Punkt hören dann aber auch spätestens die übereinstimmenden Auffassungen bei uns auf. Weder auf die Fragen nach den Modalitäten und erst recht nicht auf die Fragen nach dem Ziel der anerkanntermaßen erforderlichen Umwandlung deutscher Streitkräfte gibt es im Westen des zwischen Oder und Rhein neu entstehenden gemeinsamen Vaterlandes von deutlichen Mehrheiten getragene Antworten.



Mit der Umstrukturierung kommt auf die Bundeswehr ein weiteres Problemfeld erheblichen Ausmaßes zu. Und das, nachdem sie bereits seit ihrer Gründung zwei andere schwere Belastungen ständig mit sich herumzutragen hatte, nämlich eine weit geöffnete Schere zwischen Aufgaben und personellen Kapazitäten sowie ein weitgehend ungeklärtes Verhältnis zur Wehrmacht des Dritten Reiches. Es ist beileibe nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß die beiden genannten Schwierigkeiten die Bundeswehr seit ihrer Aufstellung am 12. November 1955, dem 200. Geburtstag Scharnhorsts, kontinuierlich begleitet und damit enorm be-

lastet sowie geprägt haben. Da sie auch bis heute nicht wesentlich abgebaut worden sind, werden in der Zukunft durch das Hinzukommen der erwähnten erforderlichen Umstrukturierungen drei wichtige Probleme seitens der künftigen deutschen Streitkräfte zu überwinden sein. Da diese Probleme im übrigen nicht immer genau abgrenzbar sind, sich sogar häufig beeinflussen, wenn nicht gar bedingen, ist eine Einzelbewältigung kaum denkbar. Deswegen, aber auch weil der historische Umbruch der gegenwärtigen Sicherheitslage hierzu die große, ja einmalige Chance bietet, kann das Gebot der Stunde also nur sein, allumfassende Reformen in Angriff zu nehmen. Diese Erkenntnis scheint allerdings noch nicht allzu weit verbreitet, geschweige denn schon in Taten umgesetzt worden zu sein.

Die Altlast

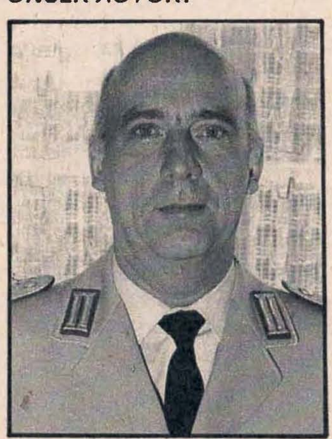
Bevor wir uns entsprechenden Möglichkeiten oder Vorschlägen zuwenden, sei der Blick noch einmal zurückgerichtet, um sich die beiden Altprobleme der Bundeswehr wieder kurz vor Augen zu führen. Dieses erscheint um so wichtiger, weil sie Außenstehenden vielleicht nicht so geläufig sind und weil die ehemaligen oder noch aktiven Angehörigen der Bundeswehr sich möglicherweise so daran gewöhnt haben, daß sie ihnen nicht mehr besonders auffallen. Gemeint ist zum einen die bekanntermaßen überstürzte Aufstellung der Bundeswehr, auf deren Ursachen hier nicht eingegangen werden kann. Die Auswirkungen waren vielfältig und zumeist von langer Dauer: Vor allem entstand ein beträchtliches Gefälle zwischen Aufgaben und verfügbaren Mitteln, sowohl auf dem finanziell-materiellen Sektor als auch auf personeller Ebene. Dieses Mißverhältnis konnte – wie gesagt – in den nun fast 35 Jahren des Bestehens der Bundeswehr nie entscheidend beseitigt werden. Im Gegenteil: Durch das fortwährende Hinzukommen weiterer umfangreicher Aufträge ohne Bereitstellung entsprechender zusätzlicher Ressourcen verschlimmerte sich die gesamte Problematik immer mehr.

Allein die verschiedenen Beschlußumdrucke des Deutschen Bundeswehr-Verbandes legen davon ein beredtes Zeugnis ab. Auch viele der Negativschlagzeilen, die die Bundeswehr im Laufe ihrer Geschichte gemacht hat, waren in ihren Hauptursachen auf die angesprochenen Mängel zurückzuführen.

Das zweite Problem, das die Bundeswehr von Anbeginn bis heute ungelöst mit sich herumgetragen hat, ist das – im weitesten Sinne – ungeklärte Verhältnis zur Wehrmacht des Dritten Reiches. Erinnern wir uns nur einiger weniger Fakten: Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges wurden die deutschen Soldaten zwar nicht pauschal gerichtlich, aber zumindest weitgehend moralisch verurteilt. Im Jahre der Aufstellung der Bundeswehr wurden die letzten Kriegsgefangenen aus Lagern und Gefängnissen entlassen. Viele ehemalige Soldaten der Wehrmacht aller Dienstgrade gehörten dennoch zu dem anfänglichen Personalbestand der neuen Bundeswehr. Die Kriterien für ihre damalige Übernahme können zu



UNSER AUTOR:



Oberstleutnant Dr. Horst Rohde Referent für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit beim Deutschen Bundeswehr-Verband e. V.

recht als rein formal bezeichnet werden. Damit soll keinem der Soldaten der ersten Stunde zu nahe getreten, sondern lediglich darauf hingewiesen werden, daß es keine anderen Möglichkeiten gab. Der berühmte „Personalgutachterausschuß" war lediglich für Dienstgrade von Stabsoffizieren an aufwärts zuständig und mußte auch noch mit den eigenen Schwierigkeiten fertig werden.

Diese Einstellungsverfahren bewirkten in etwa das gleiche wie die – nur scheinbar entgegengesetzten – Maßnahmen der bis dahin stattgefundenen „Reeducation" (Umschulung – d. R.): Die Akzeptanz der Bundeswehr war dadurch und natürlich auch durch die leidvollen Ereignisse des zweiten Weltkrieges von vornherein eingeschränkt. Dieses galt sowohl für die Außenstehenden in der Bundesrepublik Deutschland gegenüber der Institution ihrer Streitkräfte als auch für zahlreiche ehemalige Soldaten der Wehrmacht. Sie fühlten sich allein schon durch den Umstand, daß gewisse Grundvoraussetzungen für ihre Übernahme in die Bundeswehr gefordert wurden, desavouiert und verzichteten entweder ganz auf den Soldatenberuf oder ergriffen ihn erneut, aber mit vielen Vorbehalten. Vorbehalten, die sie dann auch während ihrer Dienstzeit in der Bundeswehr nicht abbauen konnten oder wollten. Sie flüchteten sich dabei oft in die scheinbar oder ihrer subjektiven Erinnerung nach tatsächlich heile Welt der Kriegswehrmacht. Bestätigt wurden sie darin durch die zahlreichen, damals erschienenen Veröffentlichungen über die Zeit zwischen 1939 und 1945, die in ihrer Grundtendenz zu positiv ausfielen.

Ich möchte betonen: Es geht hier nicht um Schuldzuweisungen oder um einseitige Negativdarstellungen. Im Gegenteil: Die bekannten und allgemein anerkannten Leistungen und Verdienste der Gründerväter der Bundeswehr und der ihnen folgenden Generation können meines Erachtens durch nichts besser unterstrichen werden als durch die Herausstellung der schwierigen Umstände und Bedingungen, unter denen sie erbracht werden mußten. Hinsichtlich des Traditionsverständnisses der Bundeswehr sei nochmals daran erinnert, daß das Verhältnis der Bundeswehr zur Wehrmacht bis heute im Grunde genommen ungeklärt geblieben ist. Dieses ist um so bemerkenswerter, als in der Zwischenzeit zu diesem Thema viele nützliche, aber auch zahlreiche, die Diskussion unnötig verschärfende Arbeiten erschienen sind. Um nicht falsch verstanden zu werden: Wahrscheinlich wird es keine Ideallösung für die Beziehungen der Bundeswehr zur Wehrmacht geben. Eine Lösung kann mit Sicherheit nicht darin bestehen, die militärische Zeit des Dritten Reiches aus dem Gedächtnis zu streichen; denn kein Volk kann auch nur vor einem Teil seiner Geschichte davonlaufen. Hinzu kommt außerdem, daß die Wehrmacht den Soldaten von heute durchaus manches Bedeutende zu sagen hat. Umgekehrt wäre es allerdings auch nicht empfehlenswert, grundsätzlich alles als traditionswürdig zu übernehmen, weil der Nationalsozialismus auch die Wehrmacht in sein Unrechtsregime verstrickte.

Wer meinte, das Problem gleichsam „biologisch" lösen zu können,



das heißt darauf hoffend, daß mit jeder neuen Generation das Interesse am Thema „Wehrmacht" mehr und mehr nachlassen würde, der sah sich immer wieder (wie nicht anders zu erwarten) getäuscht. Die Diskussionen um Deserteur-Denkmäler und die Rolle des Nationalkomitees Freies Deutschland im Widerspruch gegen das Dritte Reich sind die jüngsten beredten Beweise dafür. Dieses Beispiel zeigt erneut, daß – wie eingangs schon erwähnt –, die grundlegenden Problemfelder einer bewaffneten Macht (nämlich ihre Akzeptanz, ihr Selbstverständnis, ihr Traditionsbewußtsein und ihr Leistungsvermögen) sich gegenseitig bedingen.

So hatte auch die Bundeswehr immer wieder Akzeptanzprobleme, deren Gründe allerdings verschieden waren. In jüngster Zeit waren es vor allem der sogenannte Wertewandel, die veränderten sicherheitspolitischen Voraussetzungen und der sich daraus ergebende Wechsel ihrer Existenzrechtfertigung: Von der Bedrohung zu den Souveränitätsrechten eines Staates.

Wenn in der geschilderten Entwicklungslinie die Frage des Selbstverständnisses und der Traditionsbildung etwas stärker im Vordergrund standen, so dann deswegen, weil diese Bereiche im allgemeinen etwas verborgener bleiben als andere, für die Existenz einer Armee ebenfalls bedeutende Komplexe. Ich halte es für wichtig, angesichts der bevorstehenden einschneidenden Umstrukturierung deutscher Streitkräfte auf die Bereiche hinzuweisen, für die sich in jedem Fall die Chance einer Änderung ergeben muß oder kann.

Die Verfassung als Prüfstein

Hierzu abschließend einige Bemerkungen: Die Deutsche Armee der Zukunft wird mit Sicherheit um einiges kleiner sein als die gegenwärtige Bundeswehr und die Nationale Volksarmee zusammen. Auch die zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel werden geringer. Sie dürfen jedoch nicht im gleichen Maße abnehmen, sondern müssen in jedem Fall die Möglichkeit bieten, endlich die aus der Sicht der Bundeswehr geschilderte permanente Schere zwischen Auftrag und Mitteln entscheidend für gesamtdeutsche Streitkräfte zu schließen.

Ein wesentlicher Teil der durch die Reduzierung der personellen Stärke einsparbaren Mittel muß ferner für die Öffentlichkeitsarbeit im weitesten Sinn eingesetzt werden, um die Armee des vereinten Deutschlands endlich so in ihrem Volk zu verankern, wie es in anderen Ländern gang und gäbe ist (Landesverteidigung mit „Herz und Verstand"). Hierzu gehört auch in jedem Fall, daß der in jüngster Zeit hin und wieder laut geäußerte Gedanke, auf die allgemeine Wehrpflicht zu verzichten, schnellstens verschwindet. Zu hohe oder zu niedrige Geburtsjahrgänge können doch wohl kein Anlaß sein, um an den Grundfesten einer wehrhaften Demokratie zu rütteln.

Forschungsarbeiten sollten schließlich im vermehrten Umfang auf Fragen des Selbstverständnisses und des Traditionswesens deutscher Streitkräfte zielen. Sicher wird es nicht möglich sein, sämtliche daraus resultierenden Fragen abschließend zu beantworten oder gar konsensfähig für alle zu klären. Aber es muß zumindest möglich gemacht werden, daß fundierte Unterlagen vorhanden sind, auf deren Basis jede in dieser Richtung erdenkliche Diskussion möglichst emotionslos und sachkundig geführt werden kann.

Wir, die wir aus dem bisher schon freien und demokratischen Teil unseres Vaterlandes kommen, haben gewiß kein moralisches Recht, pauschal den Stab über unsere Kameraden im anderen Teil Deutschlands zu brechen. Die eigene Geschichte, von der weiter oben die Rede war, hat überdies deutlich genug gezeigt, wie schwierig oder gar unmöglich es ist, in solchen Fällen gerecht zu urteilen. Entscheidender und besser nachprüfbar erscheint mir – und dieses wurde auch durch die Anfangsgeschichte der Bundeswehr nachhaltig belegt –, wie sich jemand zur Verfassung seines Staates bekennt und vor allem, wie er dieses dann im täglichen Dienst mit Leben erfüllt.

Wir haben aber auch gemeinsam die soziale Verpflichtung, allen Kameraden in Ost und West ein ihrer Leistung und ihrem persönlichen Interesse entsprechendes Fortkommen innerhalb oder außerhalb der Streitkräfte zu ermöglichen. So kann es auch allein von daher nicht von Interesse sein, die Soldaten der NVA insgesamt auf ein Abstellgleis zu schieben. Diesen Zielen diente und dient vor allem die schon früh begonnene Zusammenarbeit zwischen dem DBwV und dem VBS der NVA.

Umgekehrt müssen die Angehörigen der NVA aber einsehen, daß trotz allen Verständnisses und allen Integrationswillens von unserer Seite drängende Fragen nach ihrer bisherigen Einbindung in die Verfassung und die damalige Staatspartei der DDR, nach ihrem daran anknüpfenden soldatischen Eid und den daraus resultierenden Bindungen an unrechtmäßige Befehle zu stellen sind. Abmachungen der beiden deutschen Regierungen werden dabei sicherlich Maßstäbe setzen können, die für beide Seiten als Orientierung und Antworten akzeptabel sind.

Es sei noch einmal betont: In einem kurzen Beitrag wie dem hier vorgelegten konnten Probleme bestenfalls angerissen werden. Mißverständnisse werden daher möglicherweise nicht ausbleiben. Dennoch sei zumindest der Hoffnung Ausdruck verliehen, Übereinstimmung darin zu erzielen, daß die Leistungen und Beiträge beider deutscher Armeen zur Friedenssicherung in Europa beigetragen haben, auch wenn die Modalitäten unterschiedlich waren und auch unterschiedlich bewertet werden dürften. Noch wichtiger ist es jedoch, daß die bevorstehenden einschneidenden Strukturänderungen die einmalige Chance bieten, Organisation, Selbstverständnis und Akzeptanz künftiger deutscher Streitkräfte endlich auf ein Niveau zu heben, das ihrem hohen Wert und ihrer Verantwortung angemessen ist.

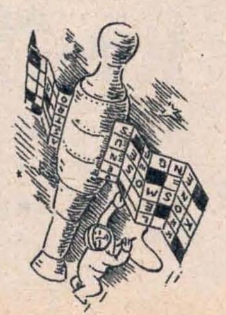
AR PREISRÄTSEL

Waagerecht: 1. Abstellraum, 5. listenförmige Zusammenstellung, 10. schmales Ruderboot, 14. Amtstracht, 15. chem. Element, 16. Coupé, 17. Lederflicken auf dem Schuh, 18. europ. Hauptstadt, 19. Wettspieleinrichtung, 20. Niederschlag, 21. spanischer Fluß, 24. Gestalt aus „Der Wüstling", 26. Erbfaktor, 27. Fluß in Togo, 29. Himmelskörper, 32. griech. Göttin, 34. Flachland, 37. Muse der Liebesdichtung, 39. Staat der USA, 41. Stockwerk, 44. Schriftsteller, 46. feststehendes Abkürzungszeichen in der Kurzschrift, 47. bis zum Bräunen erhitzter Zucker, 49. Einheit der Länge, 51. Dunst, 53. Zierpflanze, 57. Merkbuch, 60. Zierpflanze, Borretschgewächs, 63. Strom im Fernen Osten der UdSSR, 65. Stadt auf Hokkaido, 66. wundertätige Schale, 69. künstl. Wasserweg, 71. Lanzenreiter, 73. Gestalt aus „Der Troubadour", 76. Ortsveränderung, 77. Stadt in Belgien, 78. Stütze, 79. Operngestalt bei Gotovac, 80. techn. Ölsäure, 81. Abteilung des Juras, 82. Kalifenname, 83. Name eines Berges in den Alpen, 84. Stadt in der RSFSR, 85. Zeichen, 86. Stichwaffe, 87. See in der UdSSR, 89. altröm. Obergewand, 90. Gestalt aus „Die Fledermaus", 91. Vorfahr, 92. europ. Luftverkehrsgesellschaft, 93. Laut, 94. Sinneswerkzeug, 97. Insel im Indischen Ozean, 99. Wanderpause, 101. Romangestalt bei Nexö, 104. Untiefe, 106. Nebenfluß der Wisla, 109. Pflanze, 110. größtes Binnengewässer Afrikas, 111. Kraft, 114. Nebenfluß der Wolga, 118. baumartige Zimmerpflanze, 122. Stoffrolle, 125. Kerbe an den oberen Eckzähnen der Pferde, 128. chem. Element, 130. Begriff aus der Musik, 133. Grundfarbe, 134. rumän. Stadt, 135. mohammedanischer Titel, 136. Haut, 139. griech. Buchstabe, 140. Hunnenkönig, 142. südfranz. Hafenstadt, 144. Warägerführer, 146. Nebenfluß des Ob, 148. griech. Gott, 151. span. männl. Anrede, 153. Wohnzins, 155. Zergliederer, 156. deutscher Bildhauer, gest. 1940, 157. leichter Pferdezaum, 158. franz. Industriestadt, 159. abgeschlossener Raum, 160. chinesisches Wohnboot, 161. Bericht, Vortrag, 162. Gewebe.

PREISFRAGE:

Die Buchstaben in den Feldern 110, 140, 76, 68, 112, 74, 60, 125, 67, 5, 9, 17–47, 71, 161, 75, 64, 137, 44, 72, 130 und 122 ergeben in dieser Reihenfolge eine Freude für jeden Soldaten. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 8. 1990. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 8/90. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", PF 46 130, Berlin, 1055.

Senkrecht: 1. Wohlwollen, 2. Flüssigkeitsmaß, 3. Schreibart, 4. Oper von Richard Strauss, 5. Laufbahnbelag, 6. altgriech. Sänger, 7. Rauchfang, 8. Vakuum, 9. griech. Friedensgöttin, 10. tierische Brut, 11. sowj.-mongol. Fluß, 12. Rechtschreibbuch, 13. Pferdeleitseil, 22. unterital. Stadt, 23. Nebenfluß der Elbe, 25. Gestalt aus „Die Perlenfischer", 26. leichtathletische Disziplin, 27. Urbevölkerung der Philippinen, 28. weibl. Vorname, 30. großer Durchgang, 31. Teilzahlungsbetrag, 33. Teil der Woche, 35. feststehendes Seezeichen, 36. Nebenfluß der Warta, 37. Gestalt aus „Lohengrin" 38. Kinderzeitschrift in der DDR, 39. Nebenfluß der Aller, 40. Vorname einer Romangestalt bei Erwin Strittmatter, 42. chem. Verbindung, 43. Insel im Mittelmeer, 45. Schallplattenmarke, 48. Korbblütler, 50. Rüge, 52. Ziersäumchen, 54. tiefe Bewußtlosigkeit, 55. europ. Währung, 56. Bühnenaufzug, 58. schmale Stelle, 59. brasil. Arbeiterführer, gest. 1987, 61. Olympiasieger im 30-km-Skilanglauf 1968, 62. ital. Fluß, 63. Musikinstrument, 64. Pflanzenteil für Veredlungen, 67. Oper von Verdi, 68. Geschöpf, 70. chem. Element, 71. DDR-Schachgroßmeister, 72. Staat der USA, 74. tschech. Schriftstellerin des vor. Jh., 75. Kurort am Matterhorn, 76. franz. Schriftsteller, gest. 1944, 88. Wurfleine, 89. mittelital. Stadt, 95. Überbleibsel, 96. Stadt im Norden Saudi-Arabiens, 98. Kurort im Salzkammergut, 100. Hanfart, 102. Titel islamischer Gelehrter, 103. nordischer Gott des Gewitters, 105. Vorderseite einer Münze, 107. Gattung, 108. beliebte Freizeitbeschäftigung, 111. Küchengerät, 112. europ. Vulkan, 113. Ladestraße, 115. Ruinenstätte in der Türkei, 116. Grundbaustein der Elemente, 117. Liebesgott, 119. Maler und Bildhauer des süddeutschen Spätbarocks, 120. Stadt in Paraguay, 121. Sportboot, 122. europ. Landschaft, 123. Zitatensammlung, 124. um die Erde gelagertes Gasgemisch, 126. Flüßchen im Harz, 127. Bretterbau, 129. Stadt in Algerien, 131. Musikzeichen, 132. Wasserjungfrau, 137. Gurt, 138. Gestalt aus „Euryanthe", 140. Gebiet eines 135. waagerecht, 141. kleines Stück Papier, 142. Vergnügen, 143. Schlaferscheinung, 145. Gestalt aus „Rienzl", 147. griech. Buchstabe, 149. franz. Orientalist des vor. Jh., 150. Felstrümmer, 151. Talsperre bei Eibenstock, 152. Treibmittel, 154. See in Nordirland.



Auflösung aus Heft 6/90

Preisfrage: Die richtige Antwort lautet: Personalcomputer. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

Waagerecht: 1. Traktat, 5. Lasso, 9. Regatta, 13. Oran, 14. Erbe, 15. Saffian, 17. Adana, 18. Neglige, 20. Grit, 22. Sode, 23. Amur, 26. Abo, 27. Ort, 28. Lena, 30. Register, 31. Rektorat, 32. Aretino, 35. Barte, 38. Arad, 39. Tahr, 41. Lette, 44. Gal, 46. Galan, 48. Ana, 50. Respekt, 51. Torpedo, 52. Lee, 53. Senke, 56. Era, 57. Ache, 60. Gardine, 61. Rene, 63. Eede, 66. Karo, 67. Leiterwagen, 71. Cello, 73. Kimme, 74. Passionsblume, 75. Stola, 77. Tanne, 79. Kosmonautik, 82. Name, 84. Kali, 86. Tana, 88. Okarina, 93. Meer, 95. Rat, 97. Elena, 98. Kai, 100. Ulan-Ude, 101. Einlage, 102. Tal, 103. Selma, 106. Ree, 107. Pasch, 110. Lied, 112. Odin, 114. Siele, 118. Kleiber, 120. Sarastro, 122. Batterie, 125. Elen, 126. Nut, 127. Lei, 128. Lind, 129. Klee, 131. Tera, 134. Overall, 135. Stute, 137. Lesseps, 138. Lupe, 139. Ätna, 140. Antenne, 141. Anita, 142. Montana.

Senkrecht: 1. Tessor, 2. Anflug, 3. Teig, 4. Toni, 5. Laa, 6. Andromeda, 7. Senhorita, 8. Ora, 9. Reno, 10. Gage, 11. Teiler, 12. Arelat, 16. Arate, 19. Edikt, 21. Tarar, 22. Stroh, 24. Mega, 25. Rist, 28. Lore, 29. Naht, 33. Ragusa, 34. Nansen, 35. Borsa, 36. Rüsche, 37. Egel, 38. Alte, 40. Rate, 41. Lara, 42. Treber, 43. Eloge, 45. Aken, 47. Land, 49. Norm, 54. Erde, 55. Kiew, 58. Celestina, 59. Edel, 61. Radi, 62. Normandie, 64. Session, 65. Petunie, 68. Trimm, 69. Renan, 70. Anbau, 72. Opa, 73. Ket, 76. Lima, 78. Adam, 80. Oral, 81. Amin, 83. Anlass, 85. Lesage, 86. Trupp, 87. Lada, 89. Kessel, 90. Real, 91. Najade, 92. Laie, 94. Riege, 95. Ruth, 96. Tell, 98. Kern, 99. Ines, 104. Edentaten, 105. Mobilität, 108. Aral, 109. Clan, 111. Ikone, 113. Irbit, 115. Igel, 116. Lein, 117. Atoll, 119. Store, 120. Senora, 121. Regent, 123. Ribera, 124. Edessa, 129. Kahn, 130. Elle, 132. Elam, 133. Asen, 135. Spa, 136. Eta.

Die Gewinner unserer Preisaufgabe aus AR 3/90 waren: Soldat Michael Fischer, Wusterwitz, 1806, 25,– DM; FRS Sven Trautmann, Bad Düben, 7282, 15,– DM und Constance Westedt, Lenzen/Elbe, 2805, 10,– DM. Herzlichen Glückwunsch!

Autor: Peter Klein
Vignette: AR-Leser Wolfgang Schlegel

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13
14 15
16 17 18
19 20
21 22 23 24 25 26 27 28
29 30 31 32 33 34 35 36
37 38 39 40 41 42 43
44 45 46 47 48
49 50 51 52
53 54 55 56 57 58 59
60 61 62
63 64 65 66 67 68
69 70 71 72 73 74 75 76
77 78 79
80 81 82 83
84 85
86 87 88 89 90
91 92 93
94 95 96 97 98 99 100 101 102 103
104 105 106 107 108 109
110
111 112 113 114 115 116 117
118 119 120 121 122 123 124
125 126 127 128 129 130 131 132
133 134 135
136 137 138 139 140 141
142 143 144 145 146 147 148 149 150
151 152 153 154
155 156 157
158 159
160 161 162

KREZA – MODELLBAU – VERSAND

informiert:

Ab sofort liefern wir den Sammlern und Liebhabern von handbemalten vollplastischen Figuren aus Zinn und Plastik in der DDR ein umfangreiches Sortiment aller Epochen der Weltgeschichte, darunter:

- Eisenbahnfiguren (H0)
- Portraitfiguren der Weltgeschichte
- Zivilmoden und Kostüme
- Tiere vom Küken bis zum Dinosaurier
- Indianer, der „Wilde Westen", Karl-May-Figuren
- Römer, Germanen, Wikinger
- Normannen, Ritter, Landsknechte
- Friedrich der Große und die Armeen seiner Zeit
- Feuerwehrleute
- Hunnen und Mongolen
- Türken
- Figuren aus dem Bürgerkrieg der USA
- afrikanische Großwildjagd
- Krippenfiguren
- französische Revolution und napoleonische Epoche in verschiedenen Maßstäben.

Achtung:

Für Freizeitarchitekten, Baumeister und Dioramenbauer bieten wir unser Steinprogramm mit Bauanleitung zum Selberkreieren der verschiedensten Bauten an.
Auf Wunsch informieren wir Sie auch über Bausätze für Flugzeug- und Automodelle.

MODELLBAUVERSAND KREZA
P. Windelband
Mühlberg 10
PZF 05–21
DDR 6081 Asbach

* *

Biete westdeutsche Militärzeitschriften
(Soldat und Technik, Truppenpraxis etc.),
diverse Jahrgänge, sowie diverse westliche wehrwissenschaftliche Broschüren, suche Ranglisten der sächsischen Armee, 1900 bis 1914, Erinnerungsblätter deutscher Regimenter (über den 1. Weltkrieg, erschienen ca. 1920–1940), ferner Modellbahnmaterial.
Hans Lipp, Possenhofener Str. 21, 8130 Starnberg, Westdeutschland





ARMEERUNDSCHAU

Verlag:
Brandenburgisches Verlagshaus,
Storkower Str. 158,
Berlin 1055
Tel.: 43006 18
Chefredakteur:
Harald Mühle
Stellvertreter:
Heinrich Schürer
Inland:
Bernd Schilling
Ausland:
Bernd Meyer
Technik:
Ulrich Fink
Geschichte:
Stefan Müller
Lebensweise:
Karin Matthées
Sport:
Günther Wirth
Leserbriefe:
Horst Spickereit
Redaktionssekretär:
Ullrich Kutzner
Gestaltung:
Kurt-Norbert Marsand/
Joachim Hermann
Anschrift der Redaktion:
Postfach 46 130
Berlin 1055
Telefonanschluß
des Verlages
Lizenz-Nr. 234
Gesamtherstellung:
INTERDRUCK
Graphischer Großbetrieb
Leipzig III/18/97
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Artikelnummer (EDV):
52315
Erscheinungsweise:
monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR:
2,50 DM
(Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Redaktionsschluß dieses Heftes: 21. 5. 1990

Titelbild: M. Zins (BMVg), Manfred Uhlenhut

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post,
im Ausland über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel sowie über BUCHEXPORT,
DDR – Leninstr. 16,
Postfach 160, Leipzig
7010.

Anzeigenverwaltung:
Brandenburgisches Verlagshaus,
Anschrift siehe oben
Anzeigenannahme:
Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR.
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

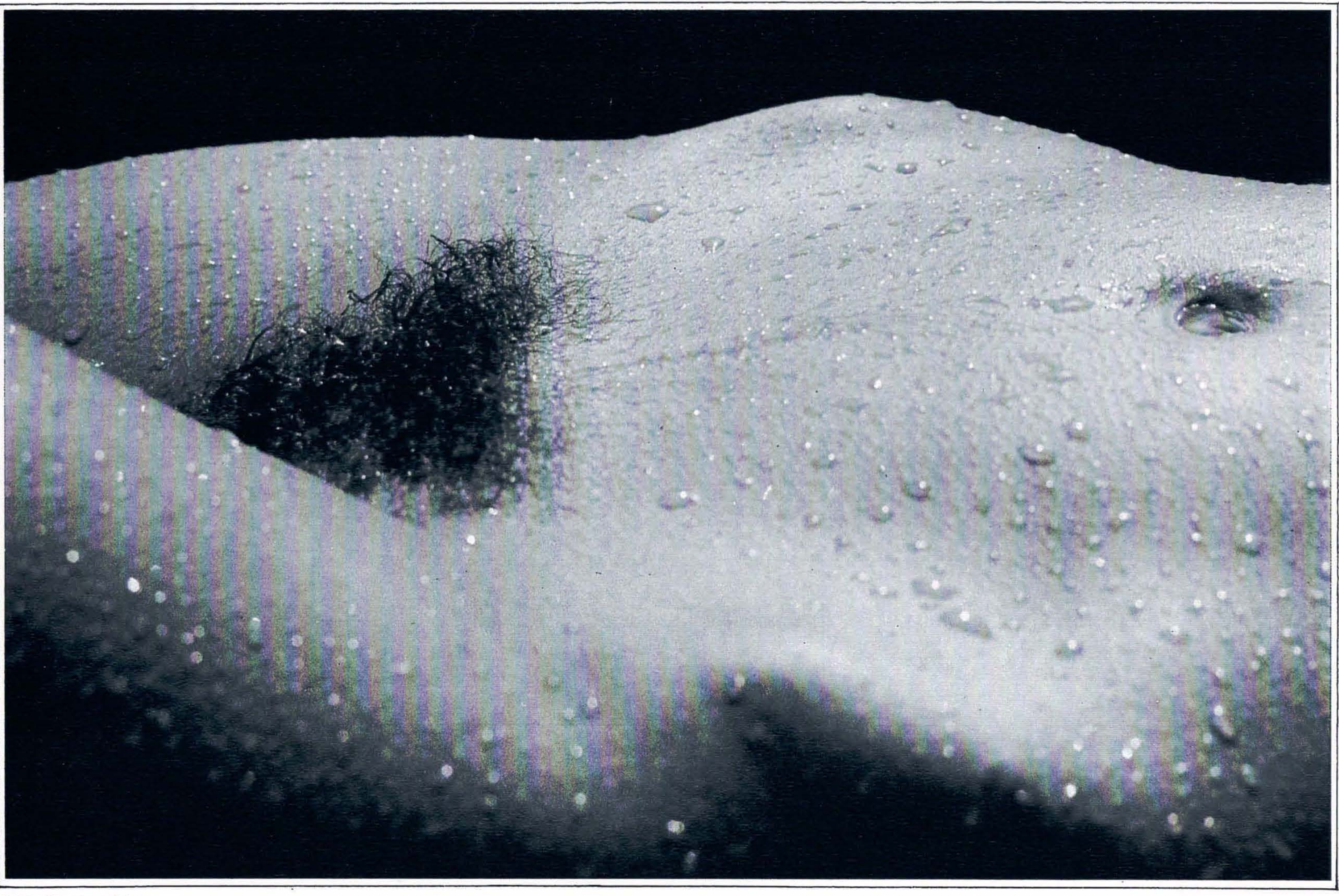


Bild: Stephan Lippmann


31036
ISSN 0004-2277

Das Show-koladenmädchen Nadja Puls

Autogramm-Anschrift: Fernsehballett, Berlin, 1199

Bild: Karl-Heinz Golka